

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1939**

15 (9.4.1939)

# Überraschung zu Ostern

Von Wolf Justin Hartmann

**F**rohe Ostern! sagte Emil und feierte. — hm. Frohe Ostern also! In aller Frühe bereits hat er mir diesen Segenswunsch erbanlich ausgesprochen, um 2 Uhr, als wir aufbrachen, um einen kleinen Spazierritt zu unternehmen; na ja, das Wetter war ja auch so einladend dafür. Nun sind wir angekommen, acht Stunden haben wir hierher nach San Benedicto gebraucht; das ist keine schlechte Zeit. Wir sind recht flott geritten. Es reitet nicht jeder so munter und beflissen in den Morgen und in den Tag. Aber jetzt geht es schon auf 11 Uhr und unsere östliche Fröhlichkeit ist einer spürbaren Leere im Magen und ansonsten einem Gefühl wie bei Geduldspielen gewichen. Nichts rührt sich als der Wechsel der Weisheit, wenn die Tiere auf und zu geht. Wir stehen da nebeneinander, bei unseren dösenden Gäulen, die Sonne sticht durch die Hüte, wir braten und schmoren und schauen zuweilen beflissen auf das Schild, das weißlich sichtbar über der Tür des weißen Häuschens prangt. Es ist ein besonderes Schild, ein Staatsschild, wie Emil erklärte, das Staats- und Landeswappen ist darauf abgebildet, und rund herum laufen allerlei schwarze Buchstaben, die Hoheitsvolles verkünden. Wir haben seit langer Zeit nicht mehr so ein großartiges Schild gesehen.

Emil fängt wieder ein bisschen zu pfeifen an; er macht dann jedesmal einen recht vergnügten Eindruck. Er ist davon überzeugt, daß er die Bette gewinnt; zehn Liter Rotwein sind freilich nicht zu verachten. Und außerdem ist er aus Remscheid, rechtshaberisch bis zur Sturheit und an ziemlich viel Kummer gewöhnt; die Leute von dort sind nicht leicht umzublenzen. Aber Don Guido José ist einwandfrei ungehalten und verdrießlich geworden. Seine Wadenknochen glänzen, sein braungebranntes Gesicht wird allmählich nasser und nasser. Caramba! Es ist kein Genuß, immerzu sich die Weine gemacht in den Leib zu treten, in dieser staubigen, heißen, grellbunten Straßestraße, wo nirgends ein Schatten ist, außer unter den Pferdehäuschen oder den eigenen Sohlen. Zudem war er gezwungen, hier vor dem Schild seinen Uniformfragen und die drei obersten Knöpfe am Waffenträger zu schließen, und die Uniform ist dick, der Kragen ist eng und steif; was so ein Schild nicht alles zuwege bringt.

Don Guido José, unser getreuer Begleiter, glotzt mit einem stillen Neid auf unsere freien Hälse, schneuzt sich heftig durch die Finger und wischt sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn. Dann holt er sein Taschentuch vor und putzt sich damit nunmehr zum drittenmal die schwarzen Stiefel blank und brummt etwas, dazu, was zweifelsohne ein ganz gewaltiger Fluch ist, von den sieben Todsünden etwa, vom Höllenbrand bei den letzten Dellardinen oder der heiligen Jungfrau und der unbefleckten Empfängnis; wie man hierzulande eben zu fluchen pflegt. Die Stiefel werden niederträchtigerweise immer aufs Neue beküßt, Wagen fahren vorbei, Reiter sind unterwegs, der Wind wirbelt Dreck durch die Straße, die Straße stinkt, die Gänge, die Menschen und Hunde stinken. Männer und Weiber, eine Frau mit einem Huhn, plärende Kinder, ein Vornehmer in einem dunklen Rock, Manschetten und weißem Kragen, ein Advokat wahrheitslieblich, ein Rechtsgelehrter also, ein Burische, der den Kopf mit Binden umwickelt hat, in denen ein mattes Rot bedächtig nach außen dringt, eine andere Frau, die oben zitronengelb, in der Mitte grün und an den Strümpfen blau ist, Geschäftsleute, Farmer, Jäger, Holzschläger, Polizisten und Soldaten, allerhand Volk bewegt sich durch Sonne und Staub, Lärm und Gestank vor dem fahlen, blendenden Häuschen ergehen hin und her. Einige rauchen und trinken bisweilen, zur Stärkung einen Schluck aus einer handlichen Flasche. Sie schweigen und sie reden, das Sprachengemisch verschiedener Völker tönt, sie gestikulieren und schreien zwischendurch; der Burische mit dem eingewickelten Schädel wollte auf einmal einem anderen Burischen, der den Arm in der Schlinge trägt, mutmaßend an die Gurgel. Da wurden sie schnell getrennt. Es geht ja auch nicht an, sich unter dem Schild zu klopfen.

So oft die Tiere aufsteht, verstimmen alle Gespräche, hört Handel und Habern auf, erstarren die Gebärden und der Mann mit den beiden Revolvern in der roten Faja nimmt die Flasche vom Mund. Die Tiere geht auf und zu. Man kommt und geht und kommt. Es ist heute ein elender Trost, mit vielen warten zu müssen. Aber einmal sind wir an der Reihe. Wir werden schon sehen, ob der Remscheidler Recht behält.

„Man kann wohl noch eine antworten?“ wende ich mich an Don Guido José und deute nach seinem rechten Stiefelschaft; wie soll man sich den Tabak und das Maisblatt schneiden können, wenn man kein Messer hat? Er nickt und greift sogar und reicht mir bereitwillig auch sofort ein Messer herüber, das zwar nicht meines ist, sondern Emil gehört, er kramt und reicht mir zudem seinen Hum und etliche Chalas, noch bevor ich meine eigenen aus der Tasche zu ziehen vermag. Ein liebenswürdiger Mensch; wirklich, es ist nicht zu leugnen. Das Messer ist scharf; Emil verweist sich aufs Schleifen. Bald passen wir alle drei. Das Messer steckt neben meinem wieder im Stiefelschaft unseres treuen Begleiters. Es ist sehr freundlich wieder ihm, daß er sie für uns verwahrt; so sind wir der Sorge enthoben, sie womöglich zu verlieren.

„Wir sind zu früh und zu schnell geritten“ meint Emil.  
„Ja, ja, Senor“, erwidert Don Guido José; seine Miene ist bekümmert.  
„Wir sind zu kurz bei Don Juan geblieben“, meine auch ich.  
„Sie haben Recht, Senor. Auf dem Heimweg bleiben wir sitzen.“  
„Oh! Er denkt an den Heimweg! Stelle ich fest und verneine ein Zwinfern. Er denkt daran, daß wir zu trocken bei Don Juan wieder einkehren und ein Gläschen haben und dann zurück in den schattigen Wald reiten könnten. Unsere Anstichten scheinen gar nicht so trüb zu sein.“

„Das kommt doch ganz auf den Friedensrichter an“ wirft Emil ein.  
„Der Friedensrichter wird wissen, was er zu tun hat, Senor“ entgegnet Don Guido José mit beachtlicher Zuersticht. Auch spuckt er schon wieder im großen Bogen aus. hm. hm. Ob ich die zehn Liter Rotwein nicht noch



Dem Frühling entgegen...

Zeichnung von Claus Becker, Bavaria-Verlag, Gauting vor München.

berappen muß? Der Friedensrichter soll sehr streng und unnachgiebig und auch ein wenig rasch in seinen Entscheidungen sein. Erst lechzt er ein paar von der Schwedenpistole samt und sonders zu vierzig Pesos verdonnert, bloß, weil sie sich darüber unterhielten, wer nun eigentlich von ihnen durch das Fenster geschossen habe. Und die Fenster in der Fonda sind wahrhaftig nicht groß. Aber der Friedensrichter ist ein gar machtvoller Mann. Es ist nicht immer günstig, mit ihm in eine allzuenge Berührung zu geraten. Er entscheidet nach freiem Ermessen, so oder so oder so. Er hat viele Möglichkeiten. Man muß eben wetten, schon der Uebersticht wegen. Es ist so reizvoll wie nötig, für jedermann, der nicht blind in ein Loch hineintappen will. Und wir zum Beispiel, wir haben natürlich ebenfalls unsere Zuzucht dazu genommen. Wir wären ja dumm gewesen, wir haben doch allen Anlaß.

„Der Friedensrichter wird ein gutes Gewissen keinesfalls übersehen, Don Guido José!“, läßt sich Emil vernehmen und schaut unseren treuen Begleiter und dann das Schild und zuletzt die Tiere an, die sich wieder einmal öffnet. Eine Frau und ein Mann, ein Ehepaar vermutlich, treten in das Licht. Sie machen einen polnischen oder russischen und im übrigen sehr ausgeglichenen Eindruck. Na also! Vielleicht waltet dieser hochwohlb-

liche Richter doch tadellos seines Amtes? Vielleicht ist er heute gerade sogar verhältnißlos gestimmt? Es ist doch auch Karfreitag. Es ist doch Ostern, nicht wahr? Don Guido José hat zu den Worten Emils allerdings nur geantwortet, ein vertieftes mongolisch-hinterhältiges Grinsen, das auf dem Jandlogesicht wie eine Maske stand. Werde einer Flug daraus! Der Remscheidler sollte das Maul nicht so voll nehmen, finde ich. Wir haben durchaus kein so gutes Gewissen, wir nicht. Seit gestern nachmittag nicht und seit heute morgen erst recht nicht. Was soll denn dieses Gepappel? Noch vor einer Stunde hat er für jeden von uns die runde Summe von mindestens einhundert Pesos berechnet. Mit zehn Litern Rotwein hat er sich darauf verweist. So eine Uebertreibung! Ich kann das noch immer nicht glauben. Es war doch eigentlich nichts, als daß Don Guido José mir unter das Kinn langen wollte. Ich nehme an, meine Krawatte war nicht in Ordnung. Und dann, dann wurden vier Burischen eben über den Weg nicht mehr einig. Und wären wir nicht so schlapp in den Knien gewesen, wär uns das verdammte Grammophon nicht zwischen die Weine.

„Don Guido José!“ ruft ein Uniformierter plötzlich.  
Unser treuer Begleiter steht stramm, daß es knallt, und salutiert, man muß seine helle Freude an dieser Ehrenbegeugung haben. Er nickt uns zu,

# Allerlei Ofter=Ueberraschungen!

Von Irmgard von Stein

Seine Hand macht vom Mäßenrand her eine einladende Bewegung; höflich wie immer läßt er uns den Vortritt, vorbei an schmeiglich und reglos gewordenen Gestalten, der Herr mit der roten Faja hat seine Flasche laut zwischen den beiden Revolvern gegen den Bauch gestemmt und die bunte Frau, der Papagei . . . vorbei . . . und unter das Schild, die Türe hindurch, in einen kühlen, ach, erquickend lichtgedämpften und ruheschummernden Gang. Es öffnet sich noch eine Türe, wie von selbst und völlig lautlos vor Entzücken über unseren endlich stattfindenden Besuch; ein so herzlicher Willkommen, als wären durch einen Zaubertrick auf einmal alle hindernden Schranken beseitigt. Dann stellt sich freilich heraus, daß dieser Fried ebenfalls ein Soldat war und daß da eine Schranke, eine Art Barriere quer durch das Zimmerchen läuft.

Dahinter ein nackter Tisch; darauf ein Blatt Papier. Dahinter ein Mann, der uns sichtlich kennenzulernen wünscht.

Wir grüßen und er grüßt wieder; vollendete Verbeugung beiderseits. Der Empfang ist sehr feierlich. Keiner von uns stört mit einem billigen Wort, einer alltäglichen Redewendung oder sonst einer Phrase etwa die Größe des Augenbilda. Fast träumerisch sind seine Augen bald auf mich, bald auf Emil gerichtet, rund sind sie, weit und dunkel, wären sie nicht so voll Traum, sie würden einen ununterbrochen verwundernden Ausdruck haben. Sie schimmern in Del, auch das Haar scheint ölig zu sein, unwillkürlich denkt man an Oliven und Mandeln, wenn man das Haar und die Augen sieht. Und links von mir steht der fremde Soldat. Und rechts von Emil hat sich Don Guido José achtungsvoll aufgestellt; nicht, ohne daß er vorher wieder vorbildlich salutiert. Wir haben die Auszeichnung, in der Mitte stehen zu dürfen. Wir müssen beide diesen Vorrang zu würdigen.

Nach einer gewissen, der Verachtung und Bitterung feindselig gewanderten Zeile machen wir uns bekannt, mittels des Papiers natürlich, das der Herr in Del nun etwas lässig vornimmt. Wir sind sehr glücklich darüber, unsere Namen sagen und erfahren zu können, daß unser Gegenüber der Friedensrichter ist.

„Schor!“ sagt er. „Man hat mir mitgeteilt, Sie hätten gestern das Pech gehabt, eine Flasche am Kopf des Herrn Juan Proschoff zu zerbrechen?“ Ich kann nicht umhin, dies zu bekräftigen. Ja, gestern, am Karfreitag, zwischen 8 und 6 Uhr abends, in der niederländischen Fonda. Doch hätte ich mich das allerdings erst gemerkt gesehen, als Herr Juan Proschoff es für richtig hielt, mit dem Messer nach mir zu greifen.

„Schor!“ meint er. „Warum glaubte Herr Juan Proschoff wohl, zu einer so peinlichen Handlung von sich aus berechtigt zu sein?“ Ich muß zugeben, daß Herr Juan Proschoff sich wahrscheinlich von mir beleidigt fühlte. Doch hätte ich ihn allerdings darauf aufmerksam machen müssen, daß wir unseren Wein lieber allein, also ohne seine Anwesenheit an unserem Tisch trinken wollen.

„Schor?“ fragt er. „Können Sie mir bekräftigen, weshalb Sie Herrn Juan Proschoff so schwer beleidigt haben?“ Ich erlaube mir, darauf hinzuweisen, daß die Absicht einer Beleidigung gar nicht vorzulegen habe. Doch hätte Herr Juan Proschoff erst wenige Tage vorher allerdings damit gedroht, daß er ein Reh jage, obgleich es eben erst geborene Rehen führte. Und Jäger dieser Sorte seien uns nicht angenehm. Auch müsse es unser Recht sein, einen Wein, den wir bezahlen, zu trinken, mit wem wir wollten.

Darauf tritt wieder eine beschaufelte Stille ein. Der Friedensrichter läßt um mich erhebliche Sorgen haben; er hat sein Haupt in die Hand gestützt, vielfache Ringel funkeln. Und seine Stirn hat tiefe Falten bekommen. So schwierig dünnt ihm der Fall. Aber die Soldaten an unseren Tischen sind zweifellos meiner Ansicht. Denn nicht nur der Fremde neben mir, sondern auch Don Guido José hat beifällig genickt. Da nicht auch der Herr in Del und nach einer kurzen Zwischenfrage an unseren treuen Begleiter stellt er abschließend fest, daß weder von Herrn Juan Proschoff eine Klage auf Körperverletzung noch von mir eine solche wegen tätlichen Angriffs mit einem blauen Messer erhoben werden sei. Er macht noch ein paar Notizen und einen kleinen Strich.

„Hm. Das ist gut gegangen. Ein verständiger Herr, dieser Richter. Wer hätte das gedacht? Wenn es so weiter geht, dann . . .“

„Schores!“ beginnt er wieder. „Sie haben es im späteren Abend gestern auch für richtig befunden, einen Kaufhandel mit zwei dienstenden Soldaten durchzuführen, die Sie pflichtgemäß aufforderten, das Trinken einzustellen, nun endlich nach Hause zu reiten und Ihre Gesundheit wie jene anderer Menschen oder das Inventar in der niederländischen Fonda nicht unnötig zu gefährden?“

„Bevor Emil noch ich sind imstande, diesen Tatbestand zu bekräftigen. Emil zuckt nur die Achseln und sagt sehr deutlich: „Sorracho.“

„Und ich verneine mich in das Del und sage gleichfalls: „Sorracho.“

„Schores!“ Trunkenheit gibt keine milderen Umstände, sondern ist strafverwehrend. Ich sehe mich verpflichtet, Ihnen dieses Fundatum.“

Wir bedauern beide, eine bessere Erklärung für unser Verhalten zu haben. Allein, es sei die Wahrheit. Und wir seien auch jetzt noch des Glaubens, daß wir in nächsterem Zustand sicherlich nicht so . . .

„Anständig und gewalttätig“ liest er uns von dem Papier vor. Widerstand gegen die Staatsgewalt“ fährt er ungemächlich fort. Sein Gesicht ist wieder geworden, auch sein Gesicht macht plötzlich einen sehr breiten Einbruch auf uns. Und was gar diese verflüchtigen, traumvollen Augen betrifft.

„Schor Juan de Paz!“ vernahmen wir da die Stimme von Don Guido José, wir lauschen alle beide. Unter treuer Begleiter im ersten Akt. Nun packt er aus! Nun zählt er uns heimlich im perfekten aber mir, der sich gerade mit ihm herumtortelt und herumtrotzt, innerhalb der Fonda, daß Tische und Stühle klopften und die Nasen bluteten, außerhalb der Fonda, daß er drauf und dran war, seinen Säbel zu ziehen noch auf den Säulen, bei dem wütenden, tollen, habgierigen Ritter zur Wache, von Sattel auf Sattel haben wir zwei uns recht gefühlvolle Dinge erzählt. Und Don Guido José, der Soldat und Halb-Indianer, bittet den Friedensrichter, doch nicht verpassen zu wollen, daß die beiden Schores hier nicht ohne triftigen Grund zu dem Kauf gekommen seien. Er habe anschließend in der Nacht noch lang mit dem Wirt gesprochen. Es sei ja klar, daß sie erst dann so gerüstet und häßlich der Notwendigkeit tranken hätten, nachdem dieser Zwischenfall mit Señor Juan Proschoff sich zugezogen habe. „Aha! Denk ich, das ist der Dreh, mit dem er uns jetzt ein Wein stellen will, und stellte die Ohren steif. Schon fährt er fort, es sei nicht zu verwundern, daß die Schores voll Mergel und Born ein Glas nach dem andern tranken; ein Anariff mit dem Messer, zudem von einem Mann, den man verachten müsse, sei doch wirklich geeignet, das Blut in Wallung zu bringen. Und wer in der Hitze trinkt, der sei auch rasch beim Kauf und beim Widerstand und beim Kaufen. — Wir tranken nicht unieren Ohren. — Er bitte also unbefehlsgemäße, aber gerade deshalb, weil er selbst beteiligt war und nach seiner Pflicht die Anträge machen mußte, dies alles zu bekräftigen. Und außerdem: es sei ja auch morgen Oftern! fast dieser Wirtseigenen zum Schutz und orient dem Friedensrichter freudig und breitmütig in das Del.“

Wir sehen klar und sprachlos während der Rede. Aber der Caballero Don Guido José wippt sich mit dem Armel den Schweiß ab, in unserem kühlen Zimmer, und wippt sich dann nicht minder über Nase und Mund; von rechts nach links, bis er damit fertig ist; es dauert eine Weile.

„Schores!“ fünfzig Pesos, für jeden, oder zehn Tage halt.“

Da steht mich Emil aus Remscheid an und ich sehe Emil an; wir haben uns schon verstanden. Es ist kein

Dum wie vielfarbige Ofterer sind diese kleinen Gesichtsarten, die von allerlei Ueberraschungen und Begebenheiten zur Ofterzeit berichten. —

Einmal lockten die Ofterturniere unzählige Schaulustige an. Von weit her kamen die Gäste, um dem Eierkampf beizuwohnen, der auf einem prächtig geschmückten Platz ausgefochten wurde. Die Ritter trugen dabei auf ihren Prunkkränzen in Brusthöhe feierlich verzierte Beuteln, in denen je ein rotes Stübchen verborgen war. Jeder der Gegner war nun bemüht, das Ostersymbol des anderen mit der Lanzenspitze zu durchbohren. Der, dem es gelang, wurde als Sieger geehrt, das schönste Mädchen reichte ihm die Lippen zum Kuß, während ihn die Zuschauer mit Frühlingsblüten und Kränzen bewarfen.

Die schöne Isabella, Königin von Neapel, überreichte einst zwei Rittern, die beide heimlich um ihre Gunst warded, zum Ofterturnier die perlengeschmückten Beuteln, die die Ofterer bargen, eigenhändig mit den Worten: „Der Sieger darf die Schale eines Eies erst einen Tag nach dem Ofterfest zerbrechen. Der Besiegte aber muß mir meine Ehrengabe nach der Niederlage sogleich wieder zu Füßen legen.“

Hin und her mochte der Kampf. Altemos folgten ihm die Blide der Königin. Da, ein wohlgezierter Lanzenstoß und der jüngere Ritter hatte gefehlt. Vägeln nahm Ja-

Es war um die Ofterzeit. Jeden Tag erhielt ich ein Kästlein, angefüllt mit Weiden oder Schneeglöckchen, und stets lag ein Ei darin verborgen, das mit einigen Tassen und Worten beschriftet war. Am Oftersonntag ergaben die seltsamen Notenträger ein Liebeslied, das mir Wolfgang auf dem Spinett vorspielte.“

Und auch noch in späteren Jahren besenkte Mozart seine Frau und Menschen, die ihm nahe standen, mit notengeschmückten Ofterern. —

Noch mußte die Welt nicht, daß der große englische Admiral Nelson und die Lady Hamilton sich liebten. Sie aber hatten gerade begonnen, einander ihre Neigung zu zeigen, da landete er der schönen Frau zu Oftern ein aus Weidenruten geflochtenes Nest mit den feinsten Süßigkeiten angefüllt. In der Mitte aber prunkte ein kunstvoll gearbeitetes Segelschiff. Nelson hatte es als Seeschatz selbst angefertigt.

Die Ueberraschung war beglückt durch diese Oftergabe und band zum Dank einen Kranz aus Weidenzweigen, den sie eigenhändig vergoldete und mit einem leydernen Band umschlang. Auf das Band schrieb sie: „Vorberfränze werden dir noch viele gerecht werden; denn alle meine Träume sind angefüllt mit deinen Siegen. Aber dieser Frühlingskranz soll dich von einem anderen Sieg träumen lassen!“

Der Oftergruß der Geliebten bekam einen Ehrenplatz über Nelsons Lager. Und dieser Kranz blieb für ihn das Wertvollste, auch nach dem Siege bei Austerlitz, der ihm viele Vorberfränze einbrachte. Aber selbst, während draußen das Geheul bei Trafalgar tobte, fiel der Ofterkranz plötzlich zur Erde und sein Goldtaub lag verstreut am Boden. Nelson hat dieses Geheul nicht überlebt!

Auf einem armeneligen Lager ruhte Lady Hamilton todesmatt. Ein Segelschiff und einen verbrohnen Kranz hielt sie in den abgegriffenen Händen und ihre bleichen Lippen küßerten von einem längst vergangenen Ofterfest. —

## OSTERN

VON KARL BURKERT

Zarte Primel, feuchtem Grund entsprossen, Knospensbaum, jungem Wald entweht. Rain und Furche, jedem Strahl erschlossen, den der Himmel auf die Erde sät.

Birken, die sich in den Gärten henen, Birkenchwärme an den Hecken hin. Falterspiele längs den warmen Lehnen, selbst der Stein sucht wieder seinen Sinn.

Aus dem Schlehorn bricht es wie ein Wunder, vor der Weide steht es wie ein Bock. Vornjahrslaub verwirbelt wie ein Pflunder, wenn der Föhn den starren Baum beschwört.

Abgetan ist jede Schmerzgebärde, alles, was noch gestern dich bedrückte. Rings umschränkt vom holden Kreis der Erde flauscht bu still, in einem Traum entdrückt.

Wella dem Besiegten das Zeichen des Turniers ab, lächelnd grüßte sie den umhüllten Gewinner. Als dieser nach dem Fest die Schale zerbrach, fand er in dem ausgeblasenen und wieder kunstvoll verschlossenen Ei einen zierlichen Schlüssel, der zu einer Geheimtür im Schloß gehörte, und deren Lage ihm genau in dem beigelegten Schreiben auf handbündlichem Papier angezeigt wurde.

Als der Besiegte seiner Königin zu Füßen lag, fragte er eiferfüchtig: „Und was darz die Eierchale meines Gegners? Auch einen Schlüssel zum Paradies?“

„Vielleicht!“ antwortete die Geliebte: „Vielleicht auch den zur Hölle; denn erst nach dem ersten Kuß weiß eine Frau, ob sie Erfüllung schenkt, oder mit Ablehnung trakt. Ein Ei gleicht dem anderen, aber ein Kuß nicht dem anderen!“

Wer über dies Zwiegespräch geplaudert, verrät uns die Geschichte nicht. Sie berichtet nur davon, daß nach manchem Ofterturnierflieger eine Eierchalenachricht nach dem Rezept der Königin Isabella übermittelt wurde.

Ofterer spielen im Leben Mozarts eine bedeutende Rolle und immer wieder waren es die Eier, die den großen Komponisten zu reizenden Einfällen anregten. Schon als Vierzehnjähriger, den in strenger Nacht aufwachte, kam Mozart auf den Gedanken, den erkrankten Herrn Vater, der es nicht verstehen konnte, daß die Frühlingssonne seinen Sohn einmal zum Schwärzen der vielen Violinfunden verführte, durch eine Oftergabe zu verjüngen.

Der kleine Wolfgang Amadeus stibte seiner Frau Mutter zwei prächtige Hühnerer, die schon zum Färben mit Kräutern neben einem Weizenlappchen bereitlagen, und verpackte sie in seinem Schreibpult. Dann, als die Eltern Festeinkäufe machten, ging der Knabe heimlich aus Wert, und am Oftersonntag lagen auf Vaters Teller die mit Noten bemalten Eier. Es war eine der ersten Kompositionen Mozarts, die so niedergeschrieben voller Stolz den Vätern gesendet wurde.

In einer zierlichen Vitrine vermauerte später Mozarts Gattin eine Anzahl notenbeschriftete Eier, von denen sie erzählte:

„Als erste Liebe und Ranz uns das Leben verschönhet, bekam ich jene notengeschriebenen Liebespenden.

Langes Besinnen, fünfzig Pesos hat keiner von uns in seinem Barvermögen, bis man fünfzig Pesos verdient, wird mancher Baum gefällt oder manches Brett gelüftet, muß man die Tabakspflanze mühselig gepflanz und geest, manches wunderbare Unkraut herausgerissen werden. Tage und Wochen harter Arbeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang sind um fünfzig Pesos nötig.

Da setzen wir den Richter an und erklären beide dasselbe, daß wir es vorziehen, in die Haft zu gehen; denn wir hätten kein Geld und müßten uns nicht trennen, wir Compaferos, eben Kameraden seien.

„Schores!“ Es ist gut, Buenos Dias, Schores!“ Mehr sagt er nicht und verbeugt sich. Wir erwidern seine Verbeugung.

Don Guido José steckt das Schriftstück mit dem Urteil ein.

Staub, Hitze, Lärm, Gestank ist wieder wie ein stückiger Schwaden um uns. Der Mann mit den beiden Revolvern in der roten Faja hat die Flasche nun unter dem Arm; anschließend ist sie leer. Aber das Huhn und der Papagei umkreisen den Adornaten und der bindenumwickelte Schädel . . . Ein verdammtes Schwein hast du doch; du hast die Wette gewonnen! meint Emil, während wir auf unsere

Es war um die Ofterzeit. Jeden Tag erhielt ich ein Kästlein, angefüllt mit Weiden oder Schneeglöckchen, und stets lag ein Ei darin verborgen, das mit einigen Tassen und Worten beschriftet war. Am Oftersonntag ergaben die seltsamen Notenträger ein Liebeslied, das mir Wolfgang auf dem Spinett vorspielte.“

Und auch noch in späteren Jahren besenkte Mozart seine Frau und Menschen, die ihm nahe standen, mit notengeschmückten Ofterern. —

Noch mußte die Welt nicht, daß der große englische Admiral Nelson und die Lady Hamilton sich liebten. Sie aber hatten gerade begonnen, einander ihre Neigung zu zeigen, da landete er der schönen Frau zu Oftern ein aus Weidenruten geflochtenes Nest mit den feinsten Süßigkeiten angefüllt. In der Mitte aber prunkte ein kunstvoll gearbeitetes Segelschiff. Nelson hatte es als Seeschatz selbst angefertigt.

Die Ueberraschung war beglückt durch diese Oftergabe und band zum Dank einen Kranz aus Weidenzweigen, den sie eigenhändig vergoldete und mit einem leydernen Band umschlang. Auf das Band schrieb sie: „Vorberfränze werden dir noch viele gerecht werden; denn alle meine Träume sind angefüllt mit deinen Siegen. Aber dieser Frühlingskranz soll dich von einem anderen Sieg träumen lassen!“

Der Oftergruß der Geliebten bekam einen Ehrenplatz über Nelsons Lager. Und dieser Kranz blieb für ihn das Wertvollste, auch nach dem Siege bei Austerlitz, der ihm viele Vorberfränze einbrachte. Aber selbst, während draußen das Geheul bei Trafalgar tobte, fiel der Ofterkranz plötzlich zur Erde und sein Goldtaub lag verstreut am Boden. Nelson hat dieses Geheul nicht überlebt!

Auf einem armeneligen Lager ruhte Lady Hamilton todesmatt. Ein Segelschiff und einen verbrohnen Kranz hielt sie in den abgegriffenen Händen und ihre bleichen Lippen küßerten von einem längst vergangenen Ofterfest. —

Als die Vereinigten Staaten 1751 James Madison zum ersten Mal zum Präsidenten aufstiegen, war der Kandidat von der Ehre, die ihm zuteil werden sollte, nicht sehr beglückt. Der kluge, aber stille Mann, sah sich am wohlsten in der freien Natur, in Gesellschaft seiner Hunde und der Vögel, die er durch Vorträge und Vorträge sich zu Freunden machte.

Gleich nach Oftern sollte die Wahl stattfinden, und so beschloffen seine Freunde und Anhänger, ihn durch eine Oftergabe zur Annahme der Präsidentschaft, die für Madison sehr ausichtsreich bestand, zu bestimmen.

Am Oftersonntag erschien in der Wohnung des zukünftigen Präsidenten ein Bote mit einer großen Kiste, die mit einer Blütengirlande verziert und durch einen mit vielen kleinen Hühnern versehenen Deckel verschlossen war. Unten aber befand sich eine Klappe, die ein Schild trug: „Bitte hier öffnen!“

Erstaunt betrachtete Madison die seltsame Verpackung, aus der ein vielstimmiges Geknurre hörbar war. Als er die Klappe öffnete, drängten sich neugierig eine große Anzahl kleiner goldbeber Kisten heraus und jedes trug ein zierliches Köstchen an einem schmalen Seidenband um den Hals geschlungen. Der Kistenempfänger griff vorsichtig nach den goldenen Vögeln. Es waren ihrer hundert, und nahm jedem das geheimnisvolle Köstchen ab. Diese entpuppten sich als Stimmzettel in kleinstem Format und auf allen fand: „Ich wähle James Madison für . . .“ und dann folgte der Name der Stadt oder des Bezirkes.

Die dröhligen Ofterküden mußten gute Fürsprecher ge-

wesen sein; denn Madison nahm die Wahl an und dankte seinen Freunden mit den Worten: „Ich hoffe, daß sich Amerika unter meinen Frühlings eben so wohl fühlt, wie es eure Küden in meinem Stall tun, in dem sie sich zu einem kräftigen Hühnerstall auswahlen.“ —

Von einem Ofterhofen erzählt Rodefeller noch bis zu seinem Tod mit einem lächelnden und einem meinenden Auge.

Als der Delgewaltige schon ein ansehnliches Vermögen besaß, aber noch nicht zu den reichsten Männern der USA zählte, sollte er nach seiner Ansicht viel zu hohe Steuern bezahlen. Da aber in Amerika die Zahlung nur dann zu erfolgen braucht, wenn der Besteuerete den Steuerzettel persönlich in Empfang nimmt, so traf Rodefeller alle Maßnahmen, damit die auf ihn Jagd machenden Beamten nicht an ihn herankamen.

Durch Vorlicht und Gemandsheit gelang es dem Amerikaner denn auch lange Zeit seinem Schicksal zu entgehen und USA, um die Steuern zu prellen.

Da erschien kurz vor Oftern ein hübschhübsches Mädel beim Vortritt des mächtigen Väterhofes und bat, sie doch zum Privatbüro des Chefs zu führen, da sie dort eine Ofter-Heberfassung abzugeben hätte. Hier angekommen, verdeckte sie dem Sekretär den Kopf und erzählte ihm, sie hätte das entzündende weiße Häschchen, das sie aus einem Karton herausnahm, selbst angefertigt und wolle Ritter Rodefeller bitten, es ihr abzukaufen und ihr eine handschriftlich unterschriebene Empfehlung an seine Freunde zu geben, die dann sicher auch solche Häschchen bestellen.

Die schönen Augen und die einwärtsgehende Stimme verließen ihre Wirkung nicht. Wirklich fand die reizende Höflichkeit bald vor Rodefeller. Dieser, schon in Bestimmung, nahm das Häschchen und setzte seine Unterschrift auf einen Bogen, auf dem schon fäulberlich geschrieben stand: „Der Besitzer dieses Schreibens nahm ich ein weiches selbstgefertigtes Ofterhäschchen persönlich ab. Ich finde das Tierchen reizend und empfehle meinen Freunden, ebenfalls zu kaufen. Rodefeller.“

Beim Abschied rief die Beglückte, sich rasch noch in der Tür umwendend: „Der Kopf ist abnehmbar und bringt eine Ueberraschung ans Licht!“ Dann war sie eilig verschwunden. Rodefeller, neugierig gemacht, zog das Köstchen an den Ohren und hielt gleich darauf einen Steuerzettel, der in dem hohlen Häschchen verborgen war, in der Hand.

„Verfluchte kleine Hexe“, murmelte der Ueberrumpelte: „Für den irrsinnigen Bären wirst du mir hüben!“ Doch als der Erzürter seine eigene Steuerzettelkarte durch Nachforschung seines Detektivs — sie war die Tochter eines oft von ihm genasführten alten Steuerbeamten — auffand, war sein Mergel schon verrückt, und er überreichte ihr den nun mit Süßigkeiten gefüllten Dose, indem er meinte:

„Junge Mädchen und Damen in die Falle locken, wird streng bestraft. Das gleiche mit Männern zu tun, scheint jedoch belohnt zu werden!“

„Nur wenn diese sich um das Steuerzahlen drücken wollen. Da muß das Ofterhäschchen mal zum Fallenssteller werden!“ war die gutgegebene Antwort.



Zeichnung: Thiesbürger

## Unser Hase hat Krallen

Von Felix Niemkafen

Sein Name ist Ali, und von Beruf ist er Kater. Aber wie es so viele Menschen gibt, die ihren Beruf nur schlecht ausfüllen, weil vielleicht auch der Beruf sie nur schlecht ausfüllt . . . Nein, schweigen wir davon. Halten wir uns lieber an diesen Herrn Ali, der bei mir im Hause Kater ist, und der jetzt Oftern als Ertrag für den Ofterhofen dienen soll. Der Kater wegen. Und die ganz kleinen Kinder lassen es sich sogar weismachen: „Gud, da ist das Ofterhäschlein!“ Und dann ist es gar nicht das liebe sanfte Ofterhäschlein, sondern dieser grimmige alte Schuft und Rabenbursche, unser Herr Ali, wie er im Garten sitzt. . .

Das ist ein finstlicher Gedanke, und bei denen, die unsern Herrn Ali und seine Gemütsverfassung kennen, kann hier wahrhaftig ein grimmiges stilles Lachen entzünden, denn von nichts wäre er weiter fern, dieser Vurche, als vom harmlosen Vögelchen. An Vögel denkt er! Wir haben ihn bei uns zum Gartenbauinspektor ernannt, weil er von Staube zu Staube hüpft, während über den Rasen weht, hinter dem Ginstler lauert und plötzlich bei der Winterbeide hervorquillt und . . . und den Vogel doch nicht hat, hähä!

Die Gartenbauinspektoren mögen noch sehr inspizieren und sich strapazieren, aber erwischen tun sie immer nur die wenigsten. Trotz Dienstfeier. Genau so ergab es unserm Herrn Ali, wenn er im Garten ist. Auch inso-

fern ist er ein Gartenbauinspektor und nur eben Inspektor, als er lediglich alles im Garten inspiziert. Gehen, graben, haden, das tut er nicht. Nur Kraxeln. Und bisweilen wälzt er sich auf dem jungen Ritterhorn, und leidet ist da kein festender Sporn dran, an dem Ritterhorn. Ah, es klingt nur der Name so ritterlich, spornig und bornig, ist es weiter nichts als Poesie, während Herr Kater Ali die gemeinste Prosa ist, mehrere Pfunde wiegt und jedes Pflanzenwachstum unterdrückt, indem er es — ganz büchsbüchlich — unterdrückt! Halunke!

Dieser Halunke soll jetzt den Ofterhofen markieren. Man sieht, wie die Welt dümm gemacht wird. Das Versprechen nach Poesie führt die Menschen zuletzt mit dem Tausel zusammen, mindestens führt es bei uns Kindern. Herr Ali mit den Kindern zusammen. Ein rotes Bündchen haben wir dem alten Schuft umtun müssen, und er nimmt sich damit aus wie ein unarrestierter Mörder, der gerade mal Besuch macht bei Großmutterchen, für die er an diesem einen Tage mal nett auslesen möchte, denn die alte Frau braucht nicht zu wissen, daß er im Hauptberuf Mörder ist.

So sieht nun unser Herr Kater Ali aus. Grüne, graue Augen ohne Gemüt, die fast beharrlich auf Vogelstern aus sind; weiter, breiter Albergtauer Schnurrbart; harte, schlimme, lange Krallen, die er aber zur Zeit einzieht, denn es gäbe sonst Badspießen, und die liebt er nicht, und so, in dieser Verkleidung mit rotemrottem Bündchen äußerlich und mit falscher, aufgezwungenen Sanftmut, innerlich, so wird er nun teils festgehalten und teils durch Daumenbruch genötigt, seinen unfruchtbarsten Allerwertesten drei Sekunden lang herzuhalten, und dann — Triumph, Triumph — hat er ein goldenes großes schönes Ofterei für die Kinder gelegt. Alle Kinder haben es genau gesehen. Er hat ein Ofterei gelegt!!! Ich habe es natürlich nur noch mehreren Proben und nur mit Hilfe der großen Gewandigkeit fertigbekommen. Vorher hätte ich es unter der Jacke gehabt, das Ei.

Aber Kinder glauben ans Wunder. Für sie hat Herr Ali das Ei gelegt, er ist der liebe Ofterhofe, und alles wäre somit schön und gut und zu Ende, wenn nur nicht leider das finstliche Begehren nie ein Ende hätte, denn selbst haben wir sie rundelweil an der Tür, die stehen kleinem von fern und nach, die verlangen: „Ali, mal Ei legen! Mal Ofterei, Ofterhäschchen, mal nochmal legen, liebes Ofterhäschchen!“

Wir haben es runderbreiten müssen: „Er ist jetzt krank, er kann jetzt nicht!“ Und das ist nicht einmal eine Lüge, denn er kann tatsächlich nicht.

Ober dasien Sie, daß er könnte?

Dann traben wir gegen den Wald. Und Don Guido José, der Caballero, trabt in unserer Mitte.

# Gluck mit Blumen

Ein Kapitel Lebensfreude niedergeschrieben in einem Buch von der Kunst häuslichen Blumenschmucks

Mit jedem neuen Frühling begrüßen wir als schönste Gabe der verjüngten Natur die farbige Fülle ihrer Blumen, die sie aus der Erde hervorbringen läßt, ein ewiges Symbol des Lebens. Die Freude an der Blume, die innige Verbundenheit, mit der wir die Blume zum Gleichnis und Ausdruck unseres Lebensgefühls wählen, ist uralter Besitz des Menschen. Wenn wir mit der Blume ein Stück blühender Pflanzenwelt hineinziehen in unseren Lebenskreis, so spricht sich darin das unlösliche Verwachsensein des Menschen mit der Natur aus, verknüpft sich menschliche Geseftung und veredelte Lebensform.

Wohnkultur an pflanzlichen Ornamentformen steht die Dürftigkeit lebendigen Blumenschmucks für den Wohnraum in bezeichnendem Gegensatz. Erst am Beginn des 19. Jahrhunderts kam mit den einfachen Formen des Wohnens auch die blühende Pflanze wieder zur Geltung. Den Malern und Dichtern der Romantik erschloß sich das Pflanzenwunder, das Geheimnis des Werdens und Vergehens in der Natur. Es war die Zeit, in der das Unbewußte als edelste Kraft der Seele entdeckt ward, das im schöpferischen Menschen wirkt und im Wachstum der Blume am reinsten verkörpert wird. Philipp Otto Runge hat als Maler, Th. Fechner als Naturphilosoph dies paradiesisch-geistige Leben der Blumen als neue Erkenntnis gefaßt und verfaßt. In der Wiedererweckung, in der das Bürgerium, von der Politik abgedrängt, sich zum Sammeln und Heben von Natur- und Kunstgütern ergab, wurde die Blumenspflege zu einer feingestigten Liebhaberei, die auch die Männer beschäftigte.



Spanische Iris in dunkelgrüner Schale.

Aber die Kunst des häuslichen Blumenschmucks schrieb, (Verlag Knorr und Hirth München), ein ebenso praktisches wie künstlerisch gestaltetes Handbuch der Blumenkultur.

Es beginnt mit einem kulturgeschichtlichen Rückblick und Ueberblick und läßt uns die Blumenfreude vergangener Zeiten und Kulturen erleben, wie sie uns überliefert ist in den besaubernden Blumengestirben der minoisch-kyprischen und ägyptischen Wandmalerei, in den Fresken und Mosaiken der griechisch-römischen Antike, in den spätmittelalterlichen Bildern, die uns Blumen in schönen Gefäßen zeigen als Schmuck eines Wohnraums. Jede Zeit und ihr Formgefühl hat die ihr entsprechende Blumen gewählt: das Zeitalter der Gotik freute sich des schlanken, aufstrebenden Buches von Lilie, Iris und Klee, schätzte die Feinheit der pflanzlichen Form, die der Architektur die edelsten Vorbilder gab. Die Renaissance liebte als Blumenschmuck die prunkende Vielheit, wenn auch geordnet und gefaßt in Gefäßen und Girlanden; der Barock entfaltet einen wahren Blumenkult, Ausdruck eines ungeheuren Ueberschwanges, und erweckt die Blumenmalerei zum Leben.

Zugleich lebt die Blume in der Dichtkunst der Zeiten, in den anacreontischen Liedern, in den Hymnen kultischer Blütenfeste im Hellenismus, wie in den philosophisch-mythologischen Abhandlungen der mittelalterlichen Lehrer. Unendlich erblüht das Lob der Blume im Minnegefang und seiner allegorischen Dichtung, in der Rose und Lilie Sinnbilder sind für das Geheimnis der Blumenschönheit wie des menschlichen Lebens. Im 15. Jahrhundert liegen Pflanzen- und Kräuterbücher nicht nur die Schönheit der Blumen, sondern auch ihre Heilkräfte, ihre Eigenschaften und Sinnbildlichkeit dem Volke zugänglich werden. Die Gartenkunst des 17. und 18. Jahrhunderts und ihre Wertföschung der Blume spiegelt sich in der Dichtung ab, vor allem in der Naturbetrachtung jener Zeit, die in der Blume nicht allein das Mittel sinnvoller Beglückung, sondern auch der geistigen Erbauung sah, eine Naturphilosophie, wie sie am reinsten zum Ausdruck kommt in dem Vers des Angelus Silesius (1622-77):

Die volle Rose blüht so rein in sich beschloffen, In Duft ist ihr Gemüt, in Licht ihr Geist ergoffen. Wer sich in sie vertieft, der sieht vollendet ganz Die Schöpfung, und es trieft die Welt von Gottes Glanz.

Neben dem Uebermaß des Parod im Gärtnereis-Kunsthöhen der Blumenzucht und der Ueberfülle seiner

Nach dem gänzlichen Verlust des natürlichen Verhältnisses zur Blume in der Gründerzeit mit ihren „Makart-Bouquets“ bedeutete die Wiederentdeckung der Feldblumen und ihrer Schönheit und die volks-erzieherischen Bestrebungen des Hamburger Kunstpädagogen Alfred Lichtwardt das Anbrechen einer neuen Blumenzeit. In England hatten ähnliche Bestrebungen schon früher eingesetzt, wie denn überall im englischen Alltag, in seiner schlichten, gepflegten Wohnkultur allezeit ein Freundschaftsverhältnis zur Blume bestanden hat. Die Freude an der Blume als Teil der Kultur hat ihren eigentlichen Bereich im nordischen Kulturkreis.

Seit dem Bekanntwerden japanischer Blumenkultur hat die rituell begründete, in langer Tradition gewachsene und gereifte Blumenkunst auch Einfluß auf unsere Beziehung zur Blume gewonnen, freilich nur in der ästhetischen, dem Augeneindruck dienenden Formgebung. Für den Japaner aber bedeutet der Umgang mit Blumen, ihre Anordnung in Gefäßen, eine „Kunst, Blumen lebendig zu machen“, in Blüten und Blättern den Ausdruck menschlich-seelischen Lebens auszusprechen. Für diese Kunst des „Ikebana“ besteht eine uralte Tradition, die in Schulen überliefert und gepflegt wird. Die Kunst des Farbholschnittes hat wesentlich zur Verbreitung der Blumenlehre beigetragen. In den Itebana-Büchern werden eine Fülle vorbildlicher Lösungen gezeigt; doch ein Buch offenbart uns auch den Unterschied zwischen untrüger gedanklich unbelasteten Blumenfreude und dem Ethos, das den Umgang des Japaners mit Blumen erfüllt. Von diesem Ethos ist die japanische Gastfreundschaft getragen, und im Zeichen der Blume stehen die großen japanischen Volksfeste, Blütenfesten im Ueberfluß der Jahreszeiten.

Ein Rückblick in die Geschichte der Länder und Völker läßt uns gewahr werden, daß unsre Zeit die Blume befangener und reichhaltiger zu begreifen vermag als jede frühere, daß wir die Blume unbeschwert von Symbolik als reine Naturform und befeeltes Naturwesen anschauen. Zum Verständnis ihres Lebens helfen uns Mikroskop und Kamera, und stöckliche Blumenfilme gewähren uns Einblicke in die summe Wunderwelt, in der Schönheit und Geheh, Zweckmäßigkeit und rätselhafte Kräfte in vollendeter Harmonie walten.

Das Wesensgeheimnis der Blume, der Pflanze zu belauschen, haben sich alle Naturforscher bemüht; in dem Duft der Blume glaubten Paracelsus und Th. Fechner das Seelenleben der Pflanze zu erkennen. Jede Zeit hat auch ihre eigenen „Duftmoden“, wie sie ihre Lieblingsfarben und Lieblingsblumen hat. Sinnvoller noch als der Duft ist die Farbe und ihre aus dem organischen Leben entspringende unnaßgahmliche Vielfalt und Pracht. Die Blumenfarbe ist ein Wunder, das die Menschheit, ihren Stimmungswert ausschöpfend, immer wieder anders ausdeutet. Die Pflanzenform ist die hohe Offenbarung einer geisthaft waltenden Natur, in deren unergründlicher Mannigfaltigkeit handhümelnes, schwankes Spitzenwerk und die architektonische Kraft wichtiger Pfeiler, das einfache Viniengestänge und das krause Ornament gefaßt ist. Der Wuchs der Pflanze sagt uns von ihren Lebensbedingungen; in ihrem Wuchs beruht auch ihre Eigenart, gegen die fein überlegter moderner Züchtungsversuch angehen sollte.

In der praktischen Anleitung für das Heben von Blumen gibt uns das Buch von Hanna Kronberger-Frenken in ausgezeichneten Bildbeigaben — überwiegend Aufnahmen der Verfasserin — musterghltige Vorbilder. Blumen in Alltag und Festtag schmücken als treue Freunde nicht nur die stillen Stunden unseres Lebens, sondern beglücken uns auch in unserem Arbeitsraum. Wie sich Blumen nach Wuchs und Farbe nach Art und Charakter zu Gelegenheit und Umkreis fügen, wie sie als



Wiesensstrauch in gelb- und braungestreiftem Bauernkrug.

Tafelschmuck zu edelm Porzellan und zum schlichten Geddeck des alltäglichen Tisches sich finden, das wird in feinsinnig gewählten Beispielen gezeigt.

Ein eigenes Gebiet ist die Beziehung der Blume zum Gefäß — der Strauch und die Vase, höchst anregend und genussvoll zu lesen sind die Hinweise des Buches und die beigegebenen Vergleichsmöglichkeiten in Beispielen ausgeformter, künstlerisch wertvoller Blumengefäße, Bilder, die eine reine Augenfreude bieten. Blume und Gefäß ist das Thema, das in vielen Variationen von immer gleichem harmonischem Formen- und Farbenklang dargestellt wird, ob es nun ein Weidenstrauch in braunem Bauernkrug, ein paar eisenarte Pressentengel in graviertem Glasgefäß oder Stiefmütterchen in silberner Schale sind. Die schöne Kunst, geschnittene Blumen zur Freude und Belebung unseres häuslichen Kreises zu hegen und zu halten, mit all den sorglichen Mitteln, die ihr kurzes Leben zu verlängern vermögen, ist in diesem Buche gepriesen, in einer Sprache, deren inneres Maß mit dem Farbenklang treffend geprägter Worte so formklar wie ein schönes Pflanzengewächs wirkt.

Pflanzen im Haus sind uns heute zur schönen Selbstverständlichkeit geworden, seit wir in unserem Heim Licht, Luft und Sonne, als die erste Bedingung zum körperlichen Gedeihen verlangen. In unserer verständnisvollen Pflege erblühen Pflanzen unserer Großväterzeit, Wachsbäumen und Frauenhaars, Zimmerlinden und Farne, neben Clivia und Amarillis und den wunderlichen, zu allen Zeiten beliebten Kakteen und Succulenten. Vom einfachen Blumenfenster mit Schalenrädchen und Blumenkästen bis zum großen ausgebauten Wintergarten, für all diese Formen der Blumengemeinschaft gibt uns das Buch in Wort und Bild Anregung und lehrreiche Hinweise, als deren Zusammenfassung eine Tabelle der häufigsten Zimmerpflanzen und ihrer Behandlung am Schluß angefügt ist.

Wie ein Echo auf diesen Ruf zum „Glück mit Blumen“ wirkt eine zu gleicher Zeit erschienene Sammlung von Gedichten von Maria Wafer unter dem Titel „Das sinnliche Blumenjahr“. Gedichte zu Aquarellen von Hedwig Krebs. (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin). Hier findet das Erlebnis der Blumenschönheit seinen Ausdruck in dem naturinnigen Verknüpfen der bildkünstlerisch schaffenden Frau und der Dichterin, der die Blume im Kreislauf der Jahreszeiten Offenbarung der Naturstimmung wird. Eine poetische Verkörperung des Blumenlebens, Ahnung einer geheimnisvollen Einheit der Blume mit Himmel,

Luft und Erde, Ahnung ihres Pflanzenschicksals, zu inniger, einflussender Zwiepsprache mit dem Blumengeheimnis wachsend, erfüllt die Verse der geisterten Schweizer Dichterin. Die Aquarelle ihrer Schwester, der Blumenmalerin, haben in neunzehn Tafeln eine bemerkenswert geläutete und befriedigende Wiedergabe gefunden.

Im Jahresreigen blühen sie auf, die Primeln, die aus frostgelähmten Blättern sonnenrot in den Frühling schauen, die seltenen Gesichter der Stiefmütterchen, die rötlichen Maßliebchen und die verklärte Bläue des Bergmeinnichs, tausende „Frauenherzen“ und goldener Löwenzahn, das Bunt von Akerrain und Biele und die sommerliche Farbigkeit von Wüßheulen, Flox und Kapuziner, Verbena und Äthern. Blumenbildnisse, deren meisterliche Wiedergabe den vollen Genuß der Blumenschönheit gewährt. Läßt uns Maria Wafer in ihren Gedichten Anteil nehmen an dem immer neuen Glück, das uns die Natur mit ihren holdsten Kindern schenkt, so weiß uns das Buch von Hanna Kronberger-Frenken die Wege zu diesem Glück, das seinen Wurzelgrund autieft in unserem eigenen Herzen hat.

Anna Maria Renner.



Das Schalenrädchen Eine unglasierte Tonschale mit allerlei Kleinpflanzen.

# Uebers Jahr, auf den Tag

Eine Oesergeschichte von Justus Ehrhardt

... Sie hören nun noch einmal die Wettervorhersage für morgen ...  
Rrrrr ... Rrrrr ... machte die Stimme aus dem Lautsprecher. Der Apparat schien sich zu wehren. Die Stimme des Ansagers, beherrschend und klingend, sank enttäuscht und bebauernd ein paar Töne tiefer.  
... Heranziehendes Tief ... Eintrübung ... Schneefälle ...

Vor dem Fenster wippte sich eine schwarze Ammel, sie lockte und zwischerte eine ferne Sehnsucht an. Zwischen den Ästen rieselte knisternd und warm die Sonne hindurch bis auf die Erde. Verfrühter Gartensinnliche und ein paar Tische langweilten sich um das einsame Gasthaus am Fluß.

Schneefälle! ... wiederholte noch einmal die bebauernde Stimme. Das junge Mädchen blieb eine Weile mit offenem Mund stehen. Ungläubig, erschrocken lauschte es hinter dem Vorhang. Der Himmel spannte sich blau mit weiß verschwimmendem Horizont über das Gasthaus, tief den Fluß entlang soweit das Auge reichte: blau, blau, blau!

„Vater!“ rief plötzlich das Mädchen. „Vater! Es gibt Schnee!“

„Warum nicht gleich Maikäfer?“ brummelte eine ungläubige Stimme aus der Küche. Uebermorgen war

konnte. Wiederkommen! Immer wieder flammerte sie sich an dieses Wort. Aber der Fluß erstarre noch mehr. Abends liegen die Wolken seinen leichten Schnee fallen. Der Wind trieb ihn vor sich her wie leere Hoffnung. Nun werden überhaupt keine Gäste hier herankommen. Vater bellte leuchtete: Das war so ein Leben!

Eva schloß die Augen und sah Gert ganz dicht vor sich. Vögel! sagte er hart und fordernd. Ja, nicht sie gewährend. „Aber Wiederkommen!“

Was denkst du denn anders? Uebers Jahr auf den Tag ...

In der Nacht hörte Eva ein gleichmäßiges Klopfen und Riefeln. Von einer Stunde zur anderen mußte das Wetter wieder umgeschlagen sein. Die Hoffnung wuchs mit jedem Schlag: poch ... wieder ... kommen. Aber am Morgen fiel ihre Hoffnung rasch zusammen. Statt Schnee rieselte ein dünner kalter Regen herab ... Nebelstreifen flatterten über den Fluß. Der erste Dienstag taumelte trübe und misgefallen dabei.

Niemand kam. Der Vater ließ sich nicht sehen. Die Mutter beschäftigte sich in der Küche. Eva wollte ihr helfen und wurde vertrieben. Der Regen schlug poch, poch an die Scheiben.

Eva machte Feuer in der geräumigen Gaststube. „Für mich denn?“ fuhr sie der Vater an. „Es kommt doch kein Mensch heute!“ Aber sie ließ sich nicht abbringen. Das Feuer prasselte verregnet und hell. Eva lächelte ein Herabschlag lang, aber als sie am Ufer stand, fröhlich und immer noch hoffend zur Biegung sah, fiel ihre Hoffnung zusammen. Das Eis lag grün und starr fest über dem Fluß. Niemand würde kommen. Aus!

Die Stunden schlichen langsam eine hinter der anderen her. Gert! dachte Eva traurig und verzweifelt. Ein Jahr lang vergebens gewartet. War es nicht überhaupt Unfuss, in dieser schnelllebigen Zeit so lange auf jemand zu warten der vielleicht überhaupt nicht kam und wenn er schon kam, gleich wieder davonging? Aber dieser Gedanke verwehrte noch schneller als er aufkommen war.

Und ich liebe ihn doch. Es geht niemanden etwas an. Auch wenn er nun nicht gekommen ist. Sie brauchte ja

nur die Augen zu schließen, dann stand er zum Greifen nahe vor ihr. Sie konnte ihm alle liebenden Namen sagen, die ihr nur einfielen. Noch vielmehr konnte sie ihm sagen.

Das Mittagessen verlief stumm und verdrossen. Eva lehnte sich mit dem Rücken an den breiten warmen Ofen. Vater legte sich schlafen. Der Regen machte langsame poch, poch. Die Stunden verfließen so.

Ganz deutlich sah Eva sein Gesicht, hörte sie seine Stimme. Hallo! und Juhu! Gelächter und Aufse. Sie erwachte und wollte sich von ihrem Traum lösen. Aber der Rärm verstummte nicht. Er kam von draußen, vom Fluß her. Vielleicht war doch noch ein Wunder geschehen. Sie lief rasch zur Tür, den Stimmen entgegen. Da waren Männer auf dem Eis, fremde, bekannte. Das Herz legte ihr aus, sie taumelte. Niemand sah es, alle lachten und riefen durcheinander, alle waren atemlos und erregt. Sie schnallte die Schlittschuhe an, vertrat sie am Ufer die Beine und riefen in immer schnellerem Chor: Hunger ... Durst ... Hunger ... Durst ...

Gert war nicht dabei. Nein, er war nicht dabei. Wiederkommen! bot Eva noch einmal mit bläsem Gesicht. Aber er kam nicht.

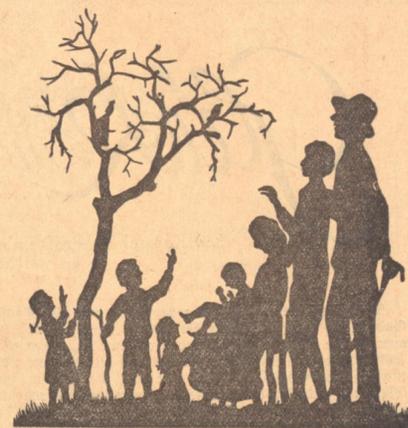
Sie lief voraus, gestoben und geschüttelt von ihrem großen Schmerz. Die jenen Leute hinter ihr her. „Das ist die richtige Wärme!“ hörte sie jemand anerkennend in der Gaststube sagen. Aber das ging sie nichts mehr an. Die Gäste verlannten die Bedienung. In der Küche klapperte Geschirr. Ja, auch zu essen könnten die Herren haben, lachte der glückliche Vater bellend.

„Wo ist Gert?“ wollte Eva fragen. Aber die Enttäuschung presste ihr die Zähne zusammen.

„Tätig! feuern!“ rief jemand. „Einer ist eingekracht!“ Alle lachten und schlugen mit den Händen dann auf die Tische.

Eva huschte wie ein Schatten aus der Tür, wollte über den Fluß an den Fluß. Einer ist eingekracht ... Draußen verperzte ihr jemand den Weg. „Vögel!“

Ein blaßes, aber lachendes Gesicht sah sie an. Eine trübende Gestalt nickte ihr munternd zu. Eva verstand immer noch nicht. Wofür lief ihm aus den Schuhen heraus und bildete kleine Pfützen auf der Diele. Ihr Herz machte einen gewaltigen Sprung: „Du!“



Frühlingsbote Scherenschnitt von O. Hårdle.

„Na ja, was dachtest du denn anders? Was versprochen ist, gilt! Wenn nicht mit dem Boot, dann eben anders, auf Schlittschuhen oder so ...“ Uebermütig und klug wie damals wiederholte er seine Forderung: Vögel!

„Kein Vögel! mehr ...“ sagte Eva aufatmend und befreit und faste nach dem zerjauten dunklen Schopf: „Du!“

Da hielt er sie fest. Riffe und Kälte bröckelten auf sie zu, aber er ließ nicht los. Es war tödlich, etwas loszulassen, was die Arme einmal endlich hielten.

Die Tür öffnete sich unversehens. Betäubender Jubel überschüttete die beiden Engschlingungen. Zurufe und Gelächter prasselten über sie hin: „Beschalten, wärmen, doch sollen sie leben!“

Er tappete, immer noch die Arme um sie geschlungen, in die Gaststube.

Wiederkommen ... wiederkommen ... schlug ihr Herz rasche Takte. „Kein Vögel! mehr!“

Die Fenster klirrten unter dem aufbrausenden Jubel. Draußen rissen die grauen feuchten Wolken wirbelnd auseinander. Blauer Frühlingshimmel rief mit leuchtenden Fahnen hindurch.

## Wandlung

Von Karl Bröger

Noch gestern sah sie kahl herein, Asazie mit dem toten Laub. Heut rieselt durchs Geäst ein Schein von Licht wie lauter Silberstaub.

Und in den Zweigen schmeichelt sacht ein erster lauer Osterwind um Knospen, die in dieser Nacht gekommen und geborsten sind.

Schon ist ein zartes Grün zu sehn, so flaumleicht wie ein Kindertraum, und Auferstehung ahnst du wehn um jedes Beet und jeden Baum.

# Unterirdische Schrittmacher des Lebens

Wie sich der Frühling in den Schollen der Erde vorbereitet / Von Dozent Gwaß Schiff

Ostern. Ein blauer Himmel, helles Frühlingswetter. Die Gäste würden strömen zu Fuß, zu Wagen, vor allen Dingen aber die Anderer den Fluß herauf. Die Huberer blieben treu. Drei Vereine würden bestimmt kommen. Die waren treu. Das war bei denen so Brand. Wegen Witz würden sie eintrübend, müde und hungrig, aber mit guter Stimmung. Fleisch, Kaffee, Kuchen. Vater bellte hatte für alles georgt. Schon deshalb war der Gedanke an Schneefälle völlig abwegig.

„Was die Wettermacher doch erzählen was sie wollen!“ wehrte er, aus seinen Hoffnungen aufgestört, alle Bedenken ab.

Eva nickte: „Ja! Was sie doch reden!“

Sie bog sich weit aus dem Fenster, atmete die klare, erfrischende Luft ein, lauschte auf das Zwitschern und Loden des Amielpärchens und lächelte irgendwobin. Die Huberer würden kommen. An der Spitze Gert mit seinem Boot. Allen anderen voraus Gert, lachend, atemlos, überstrebend vor Kraft und Uebermut. Vor zwei Jahren lachte er sie zum erstenmal an, herausfordernd, aber nicht frech. Anders als andere.

Eva ließ verhört davon. Im Hausflur traf er sie eine Weile später allein! Vögel! forderte er, ihr den Weg verperrend. Seine Augen blitzten und sein Mund flammte rot und durstig.

In der Gaststube langen seine Freunde: „Fahrrender Gesellen Lieb ist von kurzer Dauer ...“ Eva stieß ihn voll Angst beiseite, konnte noch einmal entkommen. Aber ein Jahr später hielt sie still. Gert küßte sie einmal und dann noch einmal lange, sehr lange. Eva hörte ihr Herz schlagen, unregelmäßig und zuckend. Beim Abschied sagte sie leise und bittend: „Wiederkommen!“

Er lachte laut und hell wie ein großer Junge: „Was denkst du denn anders?“ Uebers Jahr auf den Tag sind wir wieder hier!“ Eva sah ihm in die Augen, sie konnte nicht anders, sie suchte hinter seiner Ausgelassenheit noch etwas anderes.

„... Fahrrender Gesellen Lieb endet vor den Toren ...“ stimmten die Kameraden wieder ihren Gesang an, stießen sich lachend gegenseitig in die Boote. Eva sah noch einmal sein Gesicht, seine lustigen, rasch zuwackenden Augen. Mit lautenden, gleichmäßigen Schlägen sprangen die Boote über das Wasser. Niemand sah zurück. Niemand winkte. Wiederkommen! dachte sie noch einmal hinter dem vordersten Boot her und blieb so lange stehen, bis die Biegung mit Weidengebüsch und Erlen alles zudeckte.

Uebermorgen war Ostern. Die Weiden an der Biegung schimmerten schon silbergrün und gelb. Am Gang schaukelten sich Schneeglöckchen im Wind. Der Himmel überspannte die ganze Welt mit leuchtendem Blau.

Am Nachmittag segelten drei oder vier riesige Wolkenschiffe gemächlich über das Meer. Die Sonne ertraut in einem Meer von roter Blut. Eine Weile sprangen noch zuckende, krahende Vögel wie warnende Signale über den Horizont. Dann klirrte aus der Dämmerung ein eisaltaler Wind. Am Abend froz es. In der Nacht wuchsen vom Rand des Flusses her eisaue Bänder. Am nächsten Tag wuchs die Kälte rasch noch mehr. Die Bänder berührten sich. Der Fluß verschwand unter der starren Decke.

Gebückt und finster harrete Vater bellend das Eis an. Am Rand konnte ein harter Mann schon stehen. Kein Boot konnte es morgen wagen, den Fluß zu befahren. Aus!

Eva wehrte sich länger gegen die Erkenntnis, daß alles anders war, daß Gert nicht kommen würde, nicht kommen

Während wir oft noch lange auf einen richtigen Frühling warten müssen, feiert die Erde in ihrem Schoß längst ihre lenkliche Auferstehung. Die Erde lebt ihr eigenes Leben, das bunt und vielfältig ist und erhaben in seiner einlamen Schönheit. Einfachste Daseinsformen sind es, die sich da zu einem ununterbrochenen Kreislauf zusammenfinden. In fast einem Drittel Meter Tiefe gibt es noch organische Wesen, die das unerreichbare Wunder der Pflanze, das Blattgrün, besitzen und mit seiner Hilfe buchstäblich von Wasser und Luft zu leben vermögen.

Aber nicht alle Wesen in den Tiefen der Schollen verfügen über diesen geheimnisvollen Stoff. Viele von ihnen sind räuberisch und Kannibalen obendrein. Sie verschren alles, was sich nicht wehrt. In all ihrer Winzigkeit bewegen sie sich beispiellos geschickt. Die zahllosen feinsten Wasseraderchen zwischen den Bodentrümmern sind ganz von ihnen erfüllt. So haben sich die unendlich vielen Arten der zierlichen Kieselalgen zu kristallinen Schichten umgebaut und gleiten unsagbar flink durch die schmalen Kanäle, weichen sich aus, ziehen aneinander vorbei und verstehen es, sich aus der äßen Umhüllung derber Erdbüchsen wieder frei zu machen. Diese Kieselalgen, die Pygmäen der Pflanzenwelt, arbeiten still und heimlich, aber stetig und andauernd, schon seit Jahrmillionen mit an der Bildung und Erhaltung der Oberfläche unseres Planeten. In der Urzeit der Erdbildung waren die kieselgepanzerten Kleinen schon in der unermeßlichen Wasserflut. War aus der Zelle der Pflanzengewebe das Leben geflossen, dann sanken die Kieselpanzer hinauf auf den Meeresgrund und häuften sich dort zu mächtigen Lagern und Bänken an. Sie trieben der zerlegenden Kraft des salzigen Seewassers. Und so haben sie sich aus früheren Erdperioden bis auf unsere Tage erhalten, als Ueberbleibsel und Zeugen einer längst erlöschenden Schönheit.

Wieder andere der kleinsten Werkmeister in den Schollen der Erde gleichen einer willkürlich eingebredeten Schraube mit dem Motor einer peitschenden Weisel als Antriebs- und Spürorgan zugleich.

Unendlich klein sind sie aber alle längst unter die Seb-

arense uneres und erwachsenen Auges hinabgesunken, so winzig klein, daß ein Kubikmillimeter Erde eine Welt von Hunderttausenden solcher Wesenheiten enthalten kann. Eine einzige Zelle ist ihr ganzes Körperchen, an dem sich oft noch ein grundlegender Unterbau zwischen Tier und Pflanze erkennen läßt. Sie sind Haupt und Fuß, Arm und Leib zugleich. Sie schlängeln, kriechen, tauchen sich, sie gleiten, schwimmen, rollen und fliehen. Die einen überbauern ihr nach Tagen zähes Leben als nadtie Ungehalt durch immer erneute Teilung in zwei Geschwistern, die anderen, vom Gepeß der Austrocknung und des Zerdrückens zwischen den dürren Schollen bedroht, haben gelernt, sich aus Kalle- oder Kieselplättchen ein kleines Häuschen zu bauen. Durchsichtige Würmer mit Borsten an ihren Köpfen winden und krümmen sich eilig dahin. Stumm, als ein feidig weißes oder braunschwarzes Gespinnst, wuchern die Bodenpilze zu dichten Ästchen, oder wirren, dürren Fadenwerk. Dort, wo die Wasseraderchen breiter werden oder ein schnell vergänglicher, winzig kleiner See zusammenfließt, tummeln sich die Naderierchen, glasfarn oder rosenfarbene Ungeheuer, oft von scharfen Stichen harrend, die mit unbeweglichen rubinroten Augen Licht und Dunkel ihrer Welt gefährdete Räuber. Die alles verschlucken, was der unaufhörlich wirbelnde Naderapparat ihres Kopfes ihnen in den Schlund treibt.

Und alle diese Wesen feiern schon Frühling, wenn das Licht ab Weismadten von Abend zu Abend wächst, erst unmerklich und dann sieghaft aufsteht. Sobald die Frostkälte gebrochen ist, beginnt ein heimliches tausendfaches Leben dort unten. Jeder milde Tag vermehrt das Gewimmel in der Tiefe der Schollen um ungesähte Millionen. Unaufhörlich teilen sich die einen, unaufhörlich schlüpfen aus winzigen Eiern die anderen. Und unaufhörlich bringt der Frühlingwind jene Formen herbei, die sich einzapseln und scheitern monate-, selbst jahrelang mit allen Stürmen zu reifen vermögen, bis sie doch endlich wieder auf irgend einem fruchtbaren Boden landen. Dann kriechen sie schnell aus ihrer Kapselfaut heraus und leben weiter, als ob es nie eine Unterbrechung ihres Daseins gegeben hätte. Dieser Zustand des Schwebens

zwischen Leben und Tod, der lange Zeit hindurch andauern kann, ohne daß sich in diesem Zeitraum scheinbar nur das geringste in der Beschaffenheit der Organismen verändert hätte, ist bei niederen Wesenheit recht häufig.

In der Erde heben diese winzig kleinen unterirdischen Bewohner in einer höchst komplizierten und wunderbaren Wechselwirkung zueinander. Nicht nur, daß der Grobe den Kleinen, der Stärkere und Klügere den Schwachen und weniger Beweglichen frist, sie üben vor allem chemische Wirkungen und Veränderungen auf den Boden aus, die ihnen zum Teil erst überhaupt das Dasein ermöglichen. Und alle zusammen schenken sie erst der Erde jene Fruchtbarkeit, um deretwillen der Mensch von ihrem Herrn zu ihrem Diener geworden ist. Und das ist der Punkt, wo der scheinbar ganz in sich geschlossene Kreis der Unterirdischen in einen weitaus größeren, nämlich in den aller Pflanzen, Tiere und zuletzt auch des Menschen beherbergend eingreift!

Ohne die Fähigkeit, die manche von ihnen besitzen, nämlich den aus laulenden Körpern frei werdenden Stickstoff, der sich in der Luft befindet, wieder umzuwandeln und einzufangen, könnten die größeren Pflanzen, von denen keine die Luft verliert, einfach nicht leben!

Kralte Ueberlieferung weiß zu berichten, daß Felder, auf denen Hülsenfrüchte (Erbsen, Bohnen usw.) gepflanzt wurden, einer Düngung nicht bedürfen. Nicht nur, daß diese Pflanzen jahrelang auf demselben Boden wachsen können, ohne ihn irgendwie zu erschöpfen, bewirken sie sogar noch, daß sich in ihm Stickstoffverbindungen anreichern! Endlich kam man zu Ende des 19. Jahrhunderts zum Beweismittel auf die Spur und fand heraus, daß die Hülsenfrüchtlern die Fähigkeit der Stickstoffbindung besitzen, daß sie also den freien Luftstickstoff zu verwerten wissen, wozu alle übrigen Pflanzen nicht imstande sind.

Forschen wir weiter, so tritt uns höchst überraschend die Tatsache vor Augen, daß Erbsen und Bohnen diese Fähigkeit Wesenheit aus dem Kreis unserer Unterirdischen Bakterienfamilie verdanken. Gräbt man Hülsenfrüchtlern aus dem Boden, so findet man an ihren Wurzeln kleine Knöllchen. Die mikroskopische Prüfung zeigt, daß deren Zellgewebe mit Knöllchenbakterien dicht gefüllt sind. Es ist auch gelungen, Reinkulturen dieser Knöllchenbakterien herzustellen und zu beobachten, daß diese winzigen Pflänzchen durch die Wurzelhaare in den Körper der Hülsenfrüchtlern eindringen. Was sich aber in den geheimnisvollen Knöllchen abspielt, wissen wir eigentlich nicht. Unsere Erkenntnis spielt in dem Tage, daß die Hülsenfrüchtlern durch die Knöllchenbakterien befähigt erscheinen, den so wichtigen Stickstoff, und zwar den freien, nicht irgendwie chemisch veragelt, zu binden und so sich und uns nutzbar zu machen.

Mit dieser Erkenntnis stehen aber auf einmal Zusammenhänge von größter Bedeutung vor unserem Auge! Brauche ich im einzelnen hervorzuheben, was diese Tatsachen für uns Menschen bedeuten? Wenn „das im Boden Lebende“ das „Gedaphon“ nicht vorhanden wäre, so würde kein Getreidebaum würde uns reifende Früchte bieten und die weidenden Tiere würden kein süßlichen Gras finden. Es sind mächtige Bodenherren, von deren gutem Willen es abhängt, ob wir die Früchte der Erde decken, oder blühende Matten und schattende Wälder dabinziehen.

Denn diese Kleinsten der Kleinen, die lange vor uns ihren Frühling feiern, sind in all ihrer Unsichtbarkeit die wahren Schrittmacher des Lebens auf unserem Planeten und erst auf ihre unsichtbare Arbeit in den Schollen von Mutter Erde baut sich das auf, was wir Natur nennen!



Begegnung am Ostermorgen

Scherenschnitt von A. Junghanns.

# DER PALMIESEL

Eine Begebenheit zu Ostern / Von Walter Dostal

Wenn auf den Bergkuppen der Höhenzüge, die das Lavanttal einschließen, noch Schnee liegt, dann kann es in manchem Jahr, wenn die Ostern in den April hinein fallen, sein, daß im Tale und auf den Hängen über den Wiesen der erste grüne Flaum strahlend hineingebläht ist und die ersten braunglänzenden, feinsten Knospen aufspringen und die Spitzen der blauen Blätter sehen lassen. Ueber dem Ort, in dem diese Begebenheit sich zutrug, strahlte in jenem Jahre schon in der vorübergehenden Zeit eine warme Frühlingssonne; sie lag milde in den Gassen, welche sich zwischen den niedrigen Bauernhäusern die Felsen hinaufschlangen, spielte über die weißen Flecke der Schneeflächen und ergoß sich über den mattgelben Bau des Sittles, das auf einer mächtigen Anhöhe stehend den Ort beherrschte.

In diesem Orte lebte die Tochter des Bauern Patorner, die ihrem Namen Vita, das „Leben“ bedeutet, alle Ehre machte. In diesem Frühling ging sie durch die Dorfassen, stolz und schön, als wäre sie die Verkörperung des Lebens selbst. Ihr blondes Haar wehte ein wenig kausig im Winde, auf den Wangen standen immer zwei lächelnde Grübchen, das weißbetupfte Kleid umschloß den geschmeidigen Körper; und wenn sie wiegenden Ganges Schritt vor Schritt setzte, so wurden ihre schlanken Beine von dem roten Besatz, der den Innenrand des Kleides schmückte, umwogen.

Die Burschen des Dorfes schauten ihr begehrlich nach, bligten ihr siegesheischend in die Augen. Aber Vita tat, als merke sie es nicht. Sie war zu allen gleich freundlich, gab dem ein gutes Wort, beglückte Jenen mit einem schnellen Nicken, das ein fürwahriger für das Zeichen stillen Einverständnisses deuten mochte.

Josef, der Sohn des reichen Bauern im Ort, nahm unter den Burschen des Dorfes eine Ausnahmestellung ein. Er war der stärkste von allen und vermochte einen mit den vollbeladenen Leiterwagen mühelos allein von der Stelle zu ziehen; bei mancher Rauferei hatte er schon fünf oder noch mehr Gegner bezwungen. Und es kam noch etwas hinzu, was ihn besonders stolz machte: er war der schönste von allen. Seine Gestalt war hoch und breit ausladend, sein Kopf, der allerdings auf einem etwas kuren Hals ruhte, trug ein derbes, aber glattes und immer lächelndes Gesicht; er konnte zwei schöne braune Augen sein Eigen nennen und einen vollen, sinnlichen Mund. Kurz, er war eine richtige Dorfschönheit und war sich dessen auch bewußt. Nur einer konnte sich vielleicht noch neben ihm sehen lassen, das war Mathis, der Kleinbauerssohn. Aber dessen feines Gesicht und seine schlankte Gestalt muteten eher städtisch an. Und diese Tatsache, zusammen mit einem stets zur Schau getragenen Ständebewußtsein, drachten es mit sich, daß Josef den Mathis gar nicht beachtete.

Etwas anderes beachtete Josef allerdings auch nicht. Er war ein wenig dumm, nicht gerade blöde, aber, wie man das so nennt, ein wenig zu lange in der Pfanne gelegen.

Josef stellte Vita besonders nach. Er verstand es oft so einzuwirken, daß sie einander wie zufällig an einem einsamen Ort begegneten, daß sie in der Kirche nebeneinander zu stehen kamen, oder beim Tanze zusammenkamen. Vita wußte ihn nicht schroff ab, wußte es aber schlankeis so einzurichten, daß sie ihm rechtzeitig entweichen konnte. Und Mathis staunte Vita an, aber immer aus der Ferne, und er trug gar keine Hoffnung im Herzen, daß sie ihn einmal beachten könnte.

Josef wollte endlich einmal reinen Tisch schaffen. Und er, der Krafttrotzende, konnte sich das gar nicht anders denken, als so, daß er eben alle anderen Burschen, die für Vita in Betracht kamen, einmal ordentlich verprügeln würde. Denn, daß sich Vita dann ihm, als dem Sieger, gleich an den Hals werfen würde, darüber bestand für Josef gar kein Zweifel. Die erste Gelegenheit wollte er beim Schoppen packen. Und diese kam bald.

Am Palmsonntag wurde von den Bauern ein besonders schöner Palmnuitzen zusammengefaßt. Auf einer langen Stange wurde ein großer Strauß silbergrauer Weidenzweige angebracht, der mit farbigen Bändern, buntemaltem Gier, Wärrchen und Obst geschmückt war. Dieser Weidenbusch wurde mit Weissenringeln zusammengehalten. Der Brauch wollte es nun, daß einer von den fünf Burschen, die den Palmnuitzen zu tragen hatten, und welche man scharf als die „Palmesel“ nannte, einen der Ringe durchschneiden sollte, wenn es der Zufall gegeben hatte, daß eine gerade Zahl von Ringen sich auf dem Buschen befand. Dieser Bursche mußte sich aber dann gegen die anderen, denen er so die Würde zerstört hatte, wehren. Die fünf besten und hübschesten Burschen des Dorfes wurden auch diesmal bestimmt, den Palmnuitzen zu tragen. Unter ihnen befanden sich auch Josef und Mathis.

Im Festgewand, mit feierlichen Mienen standen sie am Sonntag vor Ostern an den Palmnuitzen auf dem Marktplatz. Josef blinzelte in die Sonne und dachte an Vita, die heute besonders schön anzusehen war, als sie an ihnen vorbei in die Kirche gegangen war. Am nächsten Sonntag, beim Tanz, dachte er, da würde er sie gewinnen. Alle würde er unter den Tisch schlagen, um dann mit Vita über den Tanzboden zu wirbeln! Als er sich noch diesem Gedanken mit Wohlgefallen hingab, kamen die ersten Kirchgänger schon wieder aus der Kirche heraus. Josef wandte den Blick vom sonnenglänzenden Himmel wieder ab, um nach Vita zu schauen, die eben die Kirche verließ. Da blieb sein Blick an den Weissenringeln haften, die den Palmnuitzen zusammenhielten. Er traute seinen Augen nicht und zählte sie ein zweites und drittes mal ab! Eins ... zwei ... drei ... vier!!! Das war ja eine gerade Zahl! Das war ein Wink des Schicksals! Endlich war die Gelegenheit da! Kurz entschlossen nahm er sein Messer heraus und schnitt den vierten Weissenring durch. Im gleichen Augenblick ließen aber die anderen Burschen den Palmnuitzen zur Erde fallen und stützten sich auf Josef. Die farbigen Ditzel, die duftenden Wärrchen, die gelben Äpfel und Birnen kullerten über den Marktplatz und darüber hin rollten die ineinanderverwickelten Leiber der raufenden Burschen. Es hatte nicht lange gedauert und drei der Burschen verzogen sich mit verbeultem Kopf. Nur Mathis schlug noch immer auf Josef ein, verstand es geschmeidig an dem Koloß heranzukommen und ihm immer wieder schmerzhaft Stöße zu versetzen. Aber schließlich konnte auch er gegen die rohe Kraft nichts ausrichten und mußte blutüberströmten Gesichts den Kampfplatz verlassen. Josef grünte siegesbewußt und ein wenig blöde, richtete seine Kleider zurecht und ging ohne allerdings zu verläumen, Vita einen herausfordernden Blick zuzuwenden.

In der darauffolgenden Woche mußte Josef Ruhe geben und durfte Vita nicht belästigen, weil ja die Kar-

woge war. Aber er freute sich schon auf den Karfreitagabend, an dem beim Bräudenwirt zum erstenmal nach der Fastenzeit wieder zum Tanz aufgepielt wird! Ging Vita in dieser Woche an Josef vorbei, so dankte sie freundlich seinem Gruß und lächelte ihn verschmüht an. Endlich kam auch der von Josef ungeduldig erwartete Karfreitagabend. Die Auferstehungsprozession war vorüber, in der Luft hallte noch der singende Nachklang von den Völlerschüssen, der Weibrauchduft verzog sich und die Musikpelle der freiwilligen Feuerwehr zog mit klingender Marschmusik zum Bräudenwirt.

Im weiten Kreise standen die Burschen und Mädel um die Tanzfläche und warteten auf die ersten Takte der Musik. Mit einem schweren Mata-mata setzte endlich der Bombardon ein. Josef ging breit lächelnd im Waldbewußtsein seines Sieges zu Vita. Als er aber knapp vor ihr stand, schaute sie über ihn hinweg, ging quer durch den Saal zu dem Häusersohn Mathis und sagte freundlich: „Woll'n wir tanzen, Mathis?“ und drehte sich auch schon mit dem Burschen, der verdußt dreinblickte, durch den Saal.

Josef glöhte blöde. Es blieb ihm nichts anderes, als jenes seltsame Vahen, das Menschen von sich geben, wenn sie einer unangenehmen Situation entronnen sind, aber doch nicht abgeben wollen, daß sie unterlegen sind.

Gustav Rösch, einer der vielen nach Sibirien Verschleppten, war vom Holzbock zurückgekommen. Mit zitternden Knien sog er sich mühsam auf die Bretter, trotz auf seinen Platz und kauerte sich dort nieder.

Zu Recht waren sie am Frühvormittag aufgebrochen, hatten sich abtun den Weg durch Schnee, heisenden Wind und vierundfünfzig Grad Kälte hindurchgeschludert, hindurchgebetet, immer zu zweit einen Baumstamm geschultert, und waren mit dieser Zentnerlast die nächste Wirt wieder zurückgetaumelt. Dieser Weg kennzeichnete Schicksal, unter denen tote deutsche Soldaten lagen. Die Kriegsgefangenen nannten ihn den Weg nach Golgatha.

Es war an einem Spätnachmittag, zwei Tage vor dem deutschen Diesfest des Jahres 1917. Bis zur Abendlupe, die aus Salzwasser, aneinandergeriffenen Rohblättern und halbverwesten Früchten bestand, blieb es noch zwei Stunden wachen.

Krüsen lag auf den kalten Brettern, starrte in die grauen Nachschwabden, die träge an der Decke hingen, und sann. Durch dieses Sinnen verlor er sich über den Hunger hinwegzutäuschen, der in ihm bohrt.

## Der Ring des Giovanni Gabrieli

Von Otto Anthes

Ernstes doch festlich erhobenen Herzens trat Heinrich Schütz, der deutsche Musikstudent, an dem Marktsdom zu Venedig, in dem jebden die Totenfier für seinen Lehrer Giovanni Gabrieli, den Organisten von San Marco und weltberühmten Meister der Musik, mit allem Pomp des Siedens begangen worden war. Wohl hatte das Hinscheiden des verehrten Meisters, dessen Vielkingschüler er gewesen war, ihn tief erschüttert. Doch war dieser Tod nach jahrelangem Siedtum zugleich eine Erlösung und Befreiung gequälten Menschentums und also, wenn auch mit Bedauern, zu begrüßen gewesen. Und aus seiner schmerzlosen Weisheit hatte überdies der Meister seinerseits ihm einen Gruß gefandt, vor dem alle Bekümmernis sich in stolzen Dank wandeln mußte: durch seinen Beichtvater hatte er ihm als legtes Vermächtnis den kostbaren Ring überreichen lassen, den er selbst einst als Anerkennung höchster Weisheit vor dem Papst erhalten hatte; hatte damit zugleich zum Ausdruck gebracht, daß dieser Heinrich Schütz kraft seiner Verdienste berufen sei, des Verewigten Nachfolger zu werden im Königtum der Musik.

So durchwog von Empfindungen schritt der Achtundzwanzigjährige langsam über den Marktplatz. Und sein kurzes doch seltsames Leben drehte sich vor seiner Erinnerung; war er als Sohn des Wirts „zum goldenen Gel“ in Weissenfels an der Saale aufgewachsen war, singt und lernbegierig; wie ihn der Landgraf Moriz von Hessen als Waise seines Vaters hatte singen hören und beschloßen, ihn ausbilden zu lassen; wie er nach überstandenen Kollegium Mauritianum in Kasel mit einem Stipendium seines fürklichen Gönners nach Venedig gegangen war, um bei Giovanni Gabrieli die letzten Weisen seiner Kunst zu empfangen. Schwer war es ihm anfangs gefallen, sich gegen die Annahme der beweglicheren westlichen Musikstil zu behaupten; aber der Meister hatte bald die überragende Begabung des jungen Deutschen erkannt. Und als er sein Opus 1 hatte erschreiben lassen, „Italienische Madrigale zu fünf Stimmen“, da war es klar gewesen, daß sich keiner von den italienischen Genossen mit ihm messen konnte. Er hatte ein Exemplar des Werks auch, in prächtiges Schweinsleder gebunden und mit einer dankbaren Widmung versehen, dem Vandalen überhand. Aber mählich war ihm die deutsche Heimat in eine gelinde Dämmerung zurückgefallen, und nun, da er den Ring des Meisters am Finger trug, fühlte er sich diesem Land der Sonne und der klingenden Weisheit gänzlich verpflichtet und verbunden.

Er hatte sich der Gasse zugewandt, die hinter dem Marktsdom am Palazzo des Bischofs führt und darin auch das steile schmalbrüstige Haus stand, in dem sein Meister gewohnt, gelebt und geitten hatte. Ihn war, als müsse er angezogen dieser für ihn gewiesenen Stätte ein selbes Gelübde ablegen zu dem Vektor, der ihn gekürt, zu der Kunst, die er ihn gelehrt, zu Italien, dem Land, das ihn durch Lehrer und Kunst ans Herz genommen hatte. Da vernahm er plötzlich im Menschentreiben vor sich heimliche Laute. Nun war es an ihn nicht verwunderlich, in Venedig deutsch sprechen zu hören. Denn deutsche Kaufleute, Künstler, Studenten und Handwerksburschen strömten damals — man schrieb das Jahr 1613 — in ununter-



E I A !

Zeichnung: E. Thiesbürger

Wir wollen mit dem Osterhasen durch den Frühling gehn, und überall, wo Kinder wehen, auf den Marienblümchenwiesen und an den Veilchenhecken,

dunste Ostereier verstecken. Wenn sie alle finden, was werden sie lachen, und himmelblaue Vergißmeinnichtaugen machen! F. J. Koch.

# MUTTERS OSTERPAKET

Von Walter Michel

Plötzlich fingen die Bretter an, sich zu bewegen. Reife Enarren schaukelten sie hin und her. Rataalam ... rataalam ... machte es, der Kriegsgefangene Gustav Rösch fuhr heim. Täler, Wälder, Berge, Bäume, Telegraphenmasten hupften vorbei. Es war Sommer und die Erde grün.

Als ihn die Kameraden weckten, erzählten sie, er habe von zu Haus ein Paket bekommen. Erst begriff Rösch nicht. Dann sprang er auf und verließ aufgeregt die Baracke, um das Paket zu holen.

Als er vor der Kasse stand, die den Gefangenenbaracken gegenüber lag, ließ es, er möge morgen wiederkommen, der Kassebeamte sei schon fort. Da ging er hängend Kopfes zurück, um in Ungebuld dem nächsten Tag entgegenzuwarten.

Es kam die Nacht. Faulend legte der Wind um die dümmelnde Holzbaracke. Gustav Rösch lag mit offenen Augen auf seinem Platz und starrte in die Finsternis. Er sah sich in der Kasse stehen und sein Paket in Empfang nehmen. Es war ein grauer Pappkarton, der an den Seiten wohl behoben, aber sonst noch gut erhalten war. Er dachte: Den Karton kannst du gut gebrau-

chen, dahinein wirst du hinfort deine Habseligkeiten legen. Aus der Packtschnur fertigst du dir ein Paar ordentliche Hosenträger an.

Dann sah er sich beim Öffnen des Pakets. Um ihn herum, Kopf an Kopf, standen die Kameraden, und es herrschte lautlose Stille. Nur ab und an schwebte ein tiefer Seufzer zur Barackentür hinaus.

Er packte aus. Ein Stück Seife, eine Wurst, eine Büchse kondensierte Milch, Keks, Stützunder und Kaffee. Obenauf lagen ein Paar lange warme Strümpfe. Die hatte die Mutter mit eigener Hand gefrickt. Ganz unten lagen deutsche Zigaretten.

Rösch spann weiter: Ich werde jede Zigarette in zwei gleiche Teile schneiden und sie an die Kameraden verteilen. Und nicht danach fragen, ob mir einer lieber ist als der andere. Nehmt, Kameraden, werde ich sagen, die hat mir die Mutter geschickt. Gewiß werden sie sich verlegen anschauen, und nicht wagen zuzugreifen. Nur der fleische Hamburger, dem ein Knutenhieb das Adergeflecht entstellt hat, wird sich herandrängen und lispeln: „Gib, Kamerad, deine Mutter ist auch unsere Mutter. Jagst du werden auch die andern herbeikommen und zugreifen. So wird es sein.“

Es kam der Morgen. Gustav Rösch stand auf und wusch sich mit Schnee. Dann würgte er ein Stück trockenes Brot herunter und wartete auf den Kassebeamten. Die Kameraden waren alle freundlich zu ihm. Von Reich keine Spur. Trotz des Schneidens des Windes stellten sich einige mit ihm vor die Barackentür, um ihm einen Wink zu geben, wenn drüben die Fensterläden aufgingen.

Gegen acht Uhr fuhr ihm der lange Ohnhaus über den zerrissenen Hof und sagte: „So, nun geh, Kamerad, nun ist sie auf.“

Nach einiger Zeit erwachten der Kassebeamte in Begleitung eines Wachtpostens. Er hielt ein graues Etwas in den Händen, schon es Rösch hin, holte einen Zettel, und befaß ihm, den Empfang des Pakets zu unterschreiben.

Rösch stand mit wankenden Knien, starrte auf das Paket, um das zerriffene Papier nur lose herumgewickelt war, und richtete sich nicht.

Er möchte nicht so lange Geschichten machen und unterschreiben, schrie der Kassebeamte. Der Wachtposten verließ dem Gelangenen einen Stoß.

Rösch öffnete mit zitternden Händen den Karton. Ein schmutziges Hemd, eine zerlumpte russische Soldatenhose ... das war der Inhalt.

Die Ruffen grinsten.

Soll ich euch an die Gurgel fahren? dachte der Gequälte. Hältig rih er die Lumpen aus dem Karton und warf sie zur Erde. Auf dem Boden des Kartons, in eine verwitterte Zeitung gewickelt, lag ein geöffneter Brief. Rösch las: „Lieber Junge! Sie sagen, man darf nur einige Worte schreiben. Bleib gesund! Gott ist überall. Das Geld verwahre, damit sie es Dir nicht fortnehmen. Deine Mutter.“

Rösch blickte in den Briefumschlag. Nichts. Er hielt den Umschlag gegen das Licht. Die Ruffen lachten.

Da sah sich der Verzagte irr um, stammelte etwas von Ostern und Mutter, stieß einen gurgelnden Schrei aus und vergrub den Kopf in den armeneligen Karton.

Als er Minuten darauf die Kasse verließ, mußte er die Augen schließen, so blendete ihn der Schnee. Langsam ging er Schritt um Schritt. Kammeraden eilten hinzu und geleiteten ihn in die Baracke ...

Es war zwei Stunden später, als Rösch sich wie zer schlagen auf seinem Lager aufrichtete. Er sah wohl, daß die Kameraden um ihn herumstanden, ihn anfasen und sehr geheimnisvoll taten, aber er kümmerte sich nicht darum. Trüben Blicks harrie er vor sich hin. Ohnhaus, der pommerische Bauernsohn, setzte sich unbeholfen neben ihn, klopfte ihm väterlich auf die Schulter und sagte: „Sieh dich doch mal um, Jung!“ Der kleine Rösch fuhr herum, und blickte den Kameraden ohne Verhändnis an. Minuten vergingen.

Plötzlich fahnten Ohnhausens große ungelente Hände Röschs schmale Schultern, wendeten ihn seitwärts, so daß dessen Blick die Barackenwand traf, und sagte: „Die Hauptsache halt Du nicht gefunden, meine ich.“

Rösch glaubte zu träumen. Dort an der Wand, im rötlich diefigen Schin der blafenden Petroleumlampe hing das Bild seiner Mutter.

Und in die Stille hinein sagte Ohnhaus mit seiner langsamem schweren Stimme: „Deine Mutter ist auch unsere Mutter ... weil sie doch eine Deutsche ist, und weil sie den Weg zu uns gefunden hat ... bis nach Sibirien.“

Wir wollen sie immer anschauen dürfen.“ Die herumstehenden Kameraden nickten ihm stumm zu. Und sie starrten auf das Bild, als wäre Röschs Mutter eine Heilige.



Der Glockenturm auf dem Markusplatz



Grande-Canal mit S. Saluta

Aufnahmen: Geschwindner



Der Grande-Canal



Am Markusplatz



Markus-Dom und Dogenpalast

### Venedig das Paradies der Fußgänger

Die Lagunenbrücke, die längste Brücke der Welt, verbindet das Festland mit der Insel Venedig, die selbst aus mehr denn 100 Inseln besteht. Autos, Wagen, Tram, Motor und Fahrräder, überhaupt jegliches Festlandsverkehrsmittel findet mit dem Ende der Brücke in Venedig sein Arbeitsende. Von nun an gibt es fast nur Wasserstraßen. Die Hauptstraße ist der Canal Grande. Zwischen den einzelnen Inseln sind als Gassen und Gäßchen nur Wasserstraßen und Kanäle. Die wenigen Plätze, Winkel und Sträßchen, die noch auf den einzelnen Inseln verbleiben, sind eng und schmal. Keine Sirenen, kein Hupen, keine Ueberholungen, keine knirschenden Bremsen und keine Stoppstraßen. Hier kann der Mensch ganz lustwandeln wie er will. Hier ist er die „Majestät der Fußgänger“, ohne den Verkehrsgefahren und Vorschriften unterworfen zu sein. Der Hauptverkehr spielt sich auf dem Wasser ab. Die mächtigen Marmorpaläste begrenzen die Wasserstraßen, ihre Treppen ragen in das Wasser hinein und zwischen buntemalten Pfählen liegen die Gondeln, schwarze schmale Boote, meist mit einem Zelt in der Mitte. Sie sind das Hauptverkehrsmittel von Venedig. Die Eingeborenen und vor allem die Fremden, ziehen schon des eigenartigen Reizes wegen die Gondeln vor. Man staunt und freut sich über die Sicherheit und Geschicklichkeit, mit der die Gondolieri auf dem Boot stehend, die langen biegsamen Ruder bedienen. Jede Gondel hat vorn eine hochstehende Hellebarde, der Stolz des Gondolieres, der es pflegt und putzt und von dem der Volksmund spricht: „Solange diese Hellebarde steht, so lange steht auch der Ruhm Venedigs.“

Karl Geschwindner



Blick nach der Insel S. Giorgio

# Osterbräuche

## IM DEUTSCHEN LAND

Von Otto Urbach

Vom Ofte befreit sind Strom und Bäche  
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;  
Im Tale grünet Hoffnungsglück...

Diese Worte aus dem Osterparadezug Fausts bringen das Frühlingserlebnis des nordischen Menschen wundervoll zum Ausdruck. Nach dem langen, kalten, trüben Winter ist die Schöpfung zu neuem Leben erwacht, es vollzieht sich die Schöpfung zu neuem Leben erwacht, der Erneuerung des Lichtes: Sonne, Erde, Wasser und Luft sind gleichsam neugeboren, und der Mensch nimmt an dieser fröhlichen Urkunde der Natur bewußt und von ganzem Herzen teil.

Alljährlich wiederholt sich besonders für den Bewohner der kälteren Himmelsstriche der Naturvorgang des großen Sterbens und der glorreichen Auferstehung. Dieser Rhythmus im Jahreslauf veranlaßt den Menschen zur Nachbildung des Naturgeschehens in sinnbildlichen, kultischen Spiel. In frühen Zeiten meinten wohl die Menschen, durch solche Kultbräuche der Natur ein wenig nachhelfen zu können. Die Wiederkehr der Frühlingssonne wurde schon durch von den Bergen hinabrollende Feueräder und flammende Osterfeuer nachgebildet. Um die Morgenröte des Frühlings zu sehen, ging man auf die Berge und begrüßte sie mit Freudenrufen oder Hülsschüssen. „Die Begrüßung der Osterperson bis her zum feierlichen Tanz zeigt die Zuge naturhaft-kultischer Verbundenheit mit Himmel und Erde, eine fast zauberhafte Verwurzelung im Jahreslauf“, sagt Albert Deder in seiner inhaltstheoretischen Schrift „Osterei und Osterhase“ (Hena, Eugen Dietrich). Ursprünglich Naturhaftes lebt in den uns so lieb gewordenen Osterbräuchen. Vorchristliche, altgermanische Glaubensvorstellungen, spätere christliche Zutaten und Umbenennungen, neuere deutliche Volksgemeinschaftsgefühl sind in manchem dieser Bräuche einem keltischen und doch legendenreichen Bund miteinander eingegangen.

Verfügen wir das Osterbrautium nach seinen inhaltlichen Hauptteilen zu ordnen. Sie finden wir fünf Hauptgebiete: Feuer, Wasser, Erde, Eis und Hase.

Das Feuer ist als Licht- und Wärmepender Sinnbild und Abbild der Sonne und im weiteren Sinne Hinweis auf Gott. Johannes Boehm, der um 1520 — also zu Beginn der Reformationszeit — die erste deutsche Volkskunde schrieb, berichtet von einem damals am Rhein, Main und Neckar üblichen Osterbrauch. Am Abend wurde ein mit Stroh umwickeltes Rad angezündet und brennend von einer Anhöhe ins Tal gerollt. „Wiele, die dieses feuererregende Schauspiel noch nie gesehen“, bemerkt Joh. Boehm, „glauben, die Sonne oder der Mond falle vom Himmel herab.“ Noch heute wird mancherorts — z. B. im Odenwald, in Kärnten, bei Wittenmold — ein ähnlicher Frühlingsbrauch geübt. Am bekanntesten sind die Feueräder vom Osterberg zu Uggde (bei Wilmont). — Osterfeuer leuchten weit ins Land. Jakob Grimm hat eine herrliche Schilderung vom Osterfeuer gegeben. Das Brennholz wird von den Kindern unter Abfingen von Heischeliedern zusammengestellt, oft wird wie in Goslar der Scheiterhaufen mit Weisla umhüllt, so daß er fast die Form einer Buppe hat, oder eine Strohpuppe (der „Ostermann“) wird mitverbrannt, so im bayerischen Donaugebiet. Am Eichsfeld wurde früher hier und da ein Pferdsschädel ins Osterfeuer geworfen, ja, im Oberharz soll bis Mitte des vorigen Jahrhunderts hier ein lebendiges Eichhörnchen mitverbrannt worden sein. Wahrscheinlich sind das Nachklänge uralter Opfervorstellungen. — Nach niederdeutschem Glauben haben Blis, Hagel, Feuersbrunst und Seuchen keine Macht über die Flur, in der ein Osterfeuer brennt. — Kultartige Spiele begleiten das Osterfeuer: Mit brennenden Strohmäusen und Holzschichten laufen die Burschen über die Felder, um ihnen eine gute Ernte zu sichern. Jung und alt springen durch das verglimmende Feuer, je höher der Sprung desto höher der Krogen (oder Blach), doch wer beim Sprung fällt, dem droht ein Unglück. Die Holzreste wie die Asche vom Osterfeuer gelten als Abwehrmittel gegen Unheil.

Das Wasser ist Sinnbild der reinigenden, heilenden, verjüngenden und belebenden Kraft in der Schöpfung. Das Osterwasser gilt als junges Wasser und ist besonders glück- und heilbringend. Vor Sonnenaufgang aus bestimmten Quellen oder Brunnen gegen die Strömung, aus fließenden Bächen geschöpft vertritt es Geborgenheit, verleiht es Schönheit und Gesundheit. Man besprengt damit wohl auch das Vieh und selbst die Biennenskörbe und die Kirschkelle. Doch das Holen des zauberkräftigen Osterwassers ist an bestimmte Regeln gebunden. A. B. darf man über keinen Kreuzweg gehen, auch kein Wort sprechen („Plapperwasser“ nützt nichts), man muß hille Gebete sprechen. Besonders wirksam soll das Wasser unter einer Brücke sein, über die ein Hochstapler ging oder ein Kind zur Taufe getragen wurde. Noch wertvoller ist nach altem Volksglauben der in der Nacht vom Himmel gefallene Tau oder Schnee. Im Witternacht wälzt sich wohl mancher im Wiesentau, oder er legt

weiße Tächer in den Garten, die der Himmelstau befeuchtet und mit denen er sich Gesicht und Hände abreibt. Die Segenshandlung der christlichen Taufe war in den uralten Kulturen um das Frühlingswasser gleichsam vorweggenommen: Die Macht des schöpferischen Geistes ist gleichsam eingelenkt in das Wasser der Quellen und Bäche und verleiht ihm die Kraft zur Neugeburt.

Die Erde ist Sinnbild vom mütterlichen Urgrunde des Seins. Die „Mutter Erde“ ist heilig: als Gottheit der Mutter Erde verehrten viele germanische Stämme Nerthus. Auf einer Insel (Nägen?) wurde alljährlich im Frühjahr ihr Bild auf einem Wagen von einem Gespann Kühen umhergezogen. Die ersten Gaben der mütterlichen Erde, zum Beispiel Weidenkätzchen, Gänseblümchen, Schlüsselblumen, Anemonen — ebenso der erste Kuckuckruf und die erste Schwalbe gelten als Glücksvorzeichen, heilbringend. Die Blütenblätter der ersten Frühlingsblumen dienen zum Blumenorakel. Aus dem ersten Grün wird ein Segenszweig, der „Balm“, gewonnen. Ein Schlag mit dieser „Lebensraute“ bringt Segen für Mensch und Vieh. Altgermanische Flurengänge und Flurumritte, an denen sich die ganze Dorfgemeinschaft beteiligte, leben in den christlichen Flurprozessionen fort. Schon um 940 nach Chr. waren sie volkstümliches Brautium in der Kirche geworden. Der Ostermontagtag des Trifts Fest in Wäldern erinnert an die Sitten nordischer Völker, der jungen Sonne entgegenzureiten. Der Sinn solcher Brautiums um die mütterliche Frühlingserde ist nicht schwer zu deuten: Göttliche Segenskraft soll auf die Gemarkung und über die Früchte der Erde herabkommen und allezeit verbleiben.

Das Ei ist als geheimnisvoller Lebenssträger Sinnbild des Lebens. Als Grabbeigabe und Beibehaltung ist es bereits im Altertum nachweisbar, dagegen wurde es, wenigstens von den Germanen erst verhältnismäßig spät als Nahrungsmittel verwendet. Vorchristliche Naturverehrung und christlicher Erlösungs Glaube konnte das Ei als Kultsymbol verwenden. Wie die Osterperson aus dem Grab zum Licht, sagt Albert Deder treffend (Osterei und Osterhase). Notgedrungen Osterer erwähnt schon Freidants Begehrenheit (Anfang 18. Jahrh.), dabei mag er auf die nordische Kult- und Opferfeier hindeuten. Eier als heilige Opfergaben wurden durch den Einfluß des Christentums zu „Zinsstern“, d. h. Pflichten für den Geistlichen oder Lehrer und zu Geschenken für die Kinder. Gelbe und blaue Eier neben roten werden um 1617 erwähnt. Unter dem Einfluß des



Am Ostermorgen in Schlesien. Mit einem Osterkranz ziehen Kinder von Haus zu Haus und erhalten von den Bewohnern als Dank für ihren Gesang Ostererier. (Ansmann-Archiv)

Barock wurden (seit 1740) die Eier prächtig ausgefattet und bemalt. Den Kindern aber wurde erzählt, daß die Osterkinder (Wasagen, Kärnten) die Eier aus Rom mitgebracht hätten, daß der Kuckuck (Solling) oder Storch (Schüringen), der Fruchts (Ravensberg) oder Hase sie gelegt habe. Das Brautium um die Osterer hat den eigentlichen Sinn, den Menschen auf den Ursprung des Lebens hinzuweisen.

Der Hase ist, vielleicht wegen seiner großen Vermehrung, Fruchtbarkeitssymbol, Sinnbild des fortreizenden Lebens. Daß er altgermanisches Opferer war, beweist das Verbot des hl. Bonifatius, Hasenfleisch zu essen. Meißter Langohr war von jeher volkstümlich. Trotzdem ist die Vorstellung vom Osterhase, der die Osterer bringt, noch nicht so alt, wie man meinen sollte. Sie läßt sich kaum weiter als 200 Jahre zurückverfolgen. Noch um 1880 war er im braunschweigischen Lutter a. B. unbekannt. Das „Ostereis-Jagen“ oder Verstecken und Suchen der Osterer war aber schon von Goethe bekannt. Der Dichter Wallenstein beschreibt das Ostererjagen vom Gründonnerstag in Goethes Garten: „Goethe gab ein Kinderfest in einem Garten unweit

Beimar. Es galt Osterer aufzusammeln. Die muntere Jugend, worunter auch der kleine Herder und Wieland waren, zerstreut sich durch den Garten und balgte sich bei dem Entdecken der schlauer versteckten Schätze mitunter nicht wenig. . . . Ist erbliche Goethe noch vor mir. Der stattliche Mann im goldverbrämten blauen Reitel er schien mitten in dieser mutwilligen Luedelgruppe als ein wohlgewogener oder ernster Vater, der Ehrfurcht und Liebe gebot. Er blieb mit den Kindern beisammen bis nach Sonnenuntergang und gab ihnen am Ende eine Nachpyramide preis.“

Das war zu Ostern 1783. Feuer, Wasser, Erde, Ei und Hase spielen im Brautium der deutschen Osterzeit eine wichtige Rolle. Gemeinschaftsfeier und Scherz sind damit verknüpft. Wer die Dinge ein wenig tiefer anschaut, erkennt, daß sich hinter ihnen ein kultischer, religiöser Sinn verbirgt. Das deutsche Osterbrautium kündigt eine frohe Welt: Das ist die reiche Osterzeit, der wir teilhaftig werden: Fried, Freude, Heil, Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden.

# WIR FÄRBE OSTER-EIER

Legt und Zeichnungen von Luise Heinemann

### Färben mit Naturfarben

Fügt man dem Wasser, in dem die Eier gefärbt werden, Fernambukholz hinzu, so werden sie rot. Blauholz macht sie violett, junge Saat grün, Safran gelb, Kaffeegrund bräunlich. In einer Lauge aus Zwiebelhäuten kann man sie vom hellsten gelb bis zum tiefsten braunrot färben. Die noch heißen Eier werden nach dem Trocknen mit Speckwarte glänzend gerieben.

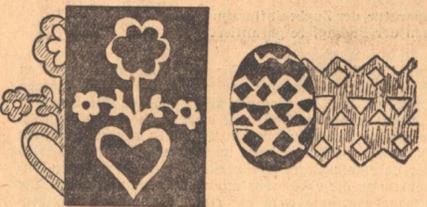
### Altes Bauernrezept

Man nimmt einen Leinenlappen in der Größe eines Tellers, bedeckt ihn mit Zwiebelhäuten, darzwischen legt man Ostererfarbe, Reis- oder Grünbeeren. Dann wickelt man den Stoff fest um die Eier und läßt sie im klarem Wasser mit Zusatz von Essig 10 Minuten kochen.

### Rezept aus Großmutter Osterküche

Wenn unsere Großmutter Osterer besonders hübsch verzieren wollte, so holte sie sich Peterfingerringe oder feine geaus dem Garten. Sie legte das Grün hübsch angeordnet auf ein Leinenlappchen, in

welches je ein Ei gewickelt wurde. Oben und unten wurde das Köpchen zugebunden, damit die Ränder schön fest an dem Ei anlagen. Am Fortbad nahmen die Stellen,



wo die Zweifeln lagen, keine Farbe an und dadurch erhielt das Ei eine hübsche Musterung.

### Verzieren mit Papierschablone

Aus festem Papier werden im Faltschnitt allerlei Muster ausgeschnitten (Herzen, Blumen) (Zeichnung 2) und mit einem Leinenlappen fest um jedes einzelne Ei gewickelt (oben und unten anbinden). Gefärbt wird in einer sehr starken Farblösung. Das Muster erscheint

weiß auf farbigem Grund. Kleine Flecken können mit dem Messer abgetragen werden.

### Bemalte Osterer

Mit dem Pinsel kann man reizende Zeichnungen auf die Osterer zeichnen. Blumen, Striche, Ornamente. Man muß nur darauf achten, daß die Muster der Eiform gut angepaßt sind. Punkte, Bichadlinien geben von den beiden Seiten aus oder von der Mitte, man kann sie auch rund herum laufen lassen. Zum Anmalen der Eier nehmen wir leicht verdünnte Temperafarbe. Sehr gut läßt sich auch Goldbronze verwenden. Einen breiten Wardenpinsel nimmt man zum Anfüllen von Flächen; feinen



und kleine Muster zeichnet man mit einem spitzen Marderpinsel. Sehr einfach ist das Bemalen mit Stofmalstiften. Wenn man die Eier in noch warmem Zustande bemalt, so schmelzen die Farben schön gleichmäßig ineinander über (Zeichnung 3).

### Wendisches Ostererfärben nach uraltem Brauch

In ein Porzellanstückchen schüttet man etwas Salpetersäure und taucht eine spitze Feder oder auch ein angefeuchtes Holzstäbchen hinein und malt oder schreibt nun auf die kräftig gefärbten Eier. Schrift und Muster entstehen zuerst schwarz, wenn man die Eier in kaltem Wasser abwäscht, so werden sie jedoch weiß.

### In Schlesien

werden die Eier mit einer Wachsfärbung überzogen. Vor dem Färben werden die Muster durch Auskratzen des Grundes mit einem feinen Messerchen hervorgerufen. Nachher legt man sie einige Minuten in abgekühlte Farbe. Zuletzt wird die Wachsfärbung entfernt und das Muster tritt weiß hervor.

### Wunschreier

zu verhängen ist ein alter Brauch, der in den letzten Jahren wieder zu Ehren gekommen ist. Sie sind mit allerlei Glücks- und Viebeszeichen bemalt. Ein rotes Ei wird oben und unten mit einer Stofmadel vorständig durchstochen und ausgeblasen. Dann führt man ein dünn ausgehöhltes Holzstäbchen (Zeichnung 1) durch die beiden Öffnungen. Das Holzstäbchen ist aus Holunderholz mit dem Messer oben und unten scharf geschmitten. Um die Mitte wird vor dem Einstecken in das Ei ein Spruchband aus bünnem Papier gewickelt, das allerlei innwolle Wunschsprüche trägt.

# DER ÄTHER

Von Fritz Müller, Partenkirchen

Als wir in der Physik zum Ätther kamen, ergab es sich, daß keiner ihn verstand. Die Ätthertheorie nämlich, die man erfinden mußte, um die Natur des Lichtes zu erklären. Der Professor mühte sich und mühte sich und sagte endlich sehr gereizt — es war in Bayern —: „Also, der Ätther ist einfach der Träger des Lichtes, verstanden? Seid's fest ihr so vernagelt oder bin's ich?“ Dann rief er den Wieselhuber auf und sagte: „Wieselhuber, weißt du, was ein Hund ist?“ „Jawohl, Herr Professor“, sagte Wieselhuber. „Und weißt du auch, was ein Strid ist?“ „Jawohl, Herr Professor.“ „Also, paß auf, Wieselhuber: Wenn der Strid am Schwanz von einem Hund an'unden ist, und am anderen Ende haßt du den Strid in der

Hand und ziehst gehörig an — was tut der Hund?“ „Heul'n tut er, Herr Professor.“ „Brav, Wieselhuber, brav. Und warum heult er?“ „Weil's ihm weh tut, Herr Professor.“ „Und warum tut's ihm weh — sag du das, Hausmann.“ Der Hausmann war der erste in der Klasse. Er erhob sich und sagte: „Weil die Zerrbewegung des Wieselhuberschen Armes durch das Medium des Strides auf den Schwanz des Hundes übertragen wird.“ „Ausgezeichnet, Hausmann, ausgezeichnet. Also auf die Theorie des Lichtes übertragen: Was ist die Hand?“ „Die Emissionsquelle des Lichtstrahls, Herr Professor.“ „Gut — und der Schwanz des Hundes?“

„Die Reizhaut des menschlichen Auges.“ „Sehr gut — und der Strid, was ist der Strid?“ „Der Ätther, Herr Professor, als Träger des Lichtes.“ Das vergangen wir nie mehr. Und ich habe seither all die vielen Jahre nach der Schule, keinen Hund mehr sehen können, der mit dem Schwanz wedelte, ohne zwangsweise an die Ätthertheorie denken zu müssen. Und ich bin schmerzlich berührt gewesen, als ich dieser Tage in den Annalen der Physik lesen mußte, es gäbe überhaupt keinen Ätther. Der habe seine Rolle seit der Einsteinschen Theorie ausgespielt. Ich habe das meinem alten Schulfameraden Wieselhuber erzählt. Der war starr. „So“, hat er gesagt. „Ist und wie soll denn dann der Hund spär'n, wenn kein Strid dazwischen ist?“



Tanz mit dem Osterhasen Scherenschnitt von A. Junghans.

# Hauptsignal auf HALT!

Die Technik hilft, wo Menschenkraft versagt — Zugbeeinflussung sichert den Reisenden  
Ausbau der Sicherungsanlagen in Baden

Daß ein Lokomotivführer durch Ablenkung oder irgendwelche physische Einflüsse ein Haltesignal überfährt, liegt im Bereich der Möglichkeit. Durch die „Zugbeeinflussung“ sind Vorkehrungen getroffen, daß ein Zug, der ein Signal überfährt, automatisch zum Halten gebracht wird. Wenn im Mai 1938 die Strecke Basel—Karlsruhe—Mannheim mit diesen Sicherungsanlagen ausgestattet wurde, so wird in aller nächster Zeit die Strecke Karlsruhe—Bruchsal—Heidelberg—Mannheim mit der Zugbeeinflussung ergänzt. Was ist nun unter „Zugbeeinflussung“ zu verstehen?

## Trotz Vorsignal und Hauptsignal?

Ein Zug donnert durch die Nacht, die Reisenden plaudern recht sorglos, sitzen im Speisewagen oder vielleicht schon in ihren Kojen in den Schlafwagen. Da knirschen die Bremsen, ein vielleicht etwas unvermittltes Gefühl im ersten Moment — dann steht der Zug. Der eine oder andere Reisende zieht die Scheibe herunter und stellt lediglich fest — „Signal auf Halt“. Der Fall ist erledigt, der Fahrgast beruhigt. Gewiß, er kann beruhigt sein, denn er verläßt sich auf die absolute Sicherheit des heutigen Reiseverkehrs, auf die Zuverlässigkeit des Lokomotivführers, auf all die technischen Einrichtungen, die ihm eine unbedingt sichere Reise garantieren.

Wie nun, wenn der Lokomotivführer, der ja schließlich auch nur ein Mensch ist und auch einmal in seinem Beruf einen Fehler machen kann, wie er wohl jedem Berufstätigen mehr als einmal unterläuft, einmal unachtsam ist? Wie nun, wenn der Lokomotivführer trotz des Vorsignals und trotz der „Waken“, die in Abständen von zweimal je 75 Meter und einmal 100 Meter das Vorsignal anzeigen, ein Hauptsignal, das auf „Halt“ steht, überfährt? Sei es durch Witterungseinflüsse wie Schneereiben, Nebel oder ähnliches oder durch plötzliches körperliches Unbehagen. Wenn es nicht unbedingt gleich ein großes Unglück nach sich ziehen muß, so ist doch das Gefährdungsmoment außerordentlich groß und ein Unglück möglich. Man hat daher Vorkehrungen getroffen, die auch in diesem Falle ein Eisenbahnunglück verhindern.

## Wunder der Induktion

Man hat schon lange Versuche gemacht, eine Verbindung zwischen Signal und Lokomotive herzustellen, die dann in Tätigkeit tritt, wenn das Vorsignal überfahren wird. Bei der anfänglichen „mechanischen Zugbeeinflussung“ ragte ein harter Körper bei geschlossenem Signal in den Weg der Lokomotive, um beim Überfahren die entsprechenden Haltevorrichtungen in der Lokomotive auszulösen. Es hat sich jedoch gezeigt, daß diese mechanische Zugbeeinflussung nicht unbedingt zuverlässig arbeitet, sei es durch die zu hohe Geschwindigkeit des Zuges oder durch Witterungseinflüsse wie Eis- und Schneebildung, die sich auf den harten Körper auswirken konnten, und Störungen der beweglichen Teile hervorriefen.

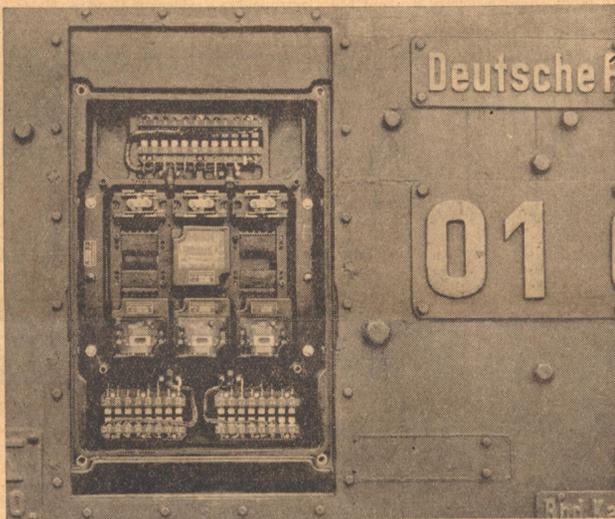
Man ging daher dazu über, eine Verbindung zu wählen, die von äußeren Einflüssen völlig unabhängig bleibt — die Strahlungen, die Induktion. Die induktive Zugbeeinflussung arbeitet mit Schwingungskreisen; der Schwingungskreis entsteht durch eine Magnetspule und einen Kondensator, die elektrische Energie tritt also in die Luft aus. Durch eine Abschirmung können die Strahlen von dem Magneten, der seitlich unter der Lokomotive angebracht ist, nur nach unten, also auf den Bahnkörper, einwirken. Neben dem Streckensignal steht dicht an den Gleisen der „Empfänger“ (Schwingungskreis), der nun dann auf den Lokomotivschwingungskreis zurückwirkt, wenn das Signal auf „Halt“ steht.

Dem an der Eisenbahnrechte entlang Wandernden

fällt diese Sicherung kaum auf — ein kleiner Blechkasten, der neben dem Signalmast auf dem Gleis angebracht ist. Und wieviel hängt von diesem unsichtbaren Warner ab!..

## Die „Wachsamkeitstaste“

Wohl jeder Reisende weiß, daß das geschlossene Vorsignal den Lokomotivführer warnt, daß das folgende Hauptsignal ebenfalls auf „Halt“ steht. Das Vorsignal ist auf den Strecken mit P.D.-Zügen und Schnelltriebwagen 1000 Meter von dem Hauptsignal entfernt. Überfährt nun der Zug das Vorsignal in Barnstellung, so tritt bereits eine automatische Zwangsbremmung ein. Der Lokomotivführer hat aber jetzt immer noch die Möglichkeit, seine Wachsamkeit zu beweisen. Das heißt, er kann innerhalb fünf Sekunden die „Wachsamkeitstaste“ drücken und so die Zwangsbremmung aufheben, um nunmehr selbst zu bremsen. Unterläßt er es, diese Wachsamkeitstaste innerhalb der fünf Sekunden zu bedienen, so tritt eben die automatische Zwangsbremmung in Kraft. Jeder Lokomotivführer ist jedoch betriebl. eine Zwangsbremmung zu vermeiden, denn diese Bremmung wirkt



Die komplizierte Apparatur der Zugbeeinflussung, die ein sicheres Reisen der Passagiere garantiert

wie die Notbremmung. Die unter Vakuum stehenden Bremsleitungen werden geöffnet, erhalten den äußeren Luftdruck, und die Bremsen legen sich an. Die Bremsen können in diesem Falle erst nach einiger Zeit, nämlich wenn der Unterdruck in den Leitungen wieder hergestellt ist, gelöst werden. Diesen unliebsamen Aufenthalt wird der Lokomotivführer selbstverständlich meiden wollen, außerdem ist die Zwangsbremmung nicht zu verbergen. Die Zwangsbremmung wird auf einem automatisch schreibenden Geschwindigkeitsmesser verzeichnet, die Einzelrechnungen überprüft und der Lokomotivführer muß seine dadurch festgestellte Unachtsamkeit verantworten.

## Dreifache Sicherung!

Man kann nun folgenden berechtigten Einwand erheben: Was geschieht, wenn der Lokomotivführer die Wachsamkeitstaste drückt, also die Zwangsbremmung des



Das Signal steht auf „Halt“. Am Fuße des Signalmastes ist der kleine Blechkasten neben der Schiene sichtbar, der in Funktion getreten ist, da das Signal keine Durchfahrt gewährt

Vorsignals aufhebt und dann mit voller Geschwindigkeit weiterfährt und das geschlossene Hauptsignal entweder außer acht läßt oder infolge einer Täuschung annimmt, daß das Hauptsignal inzwischen wieder auf „Freie Durchfahrt“ ging?

Doch auch für diese an und für sich recht unwahrscheinliche Möglichkeit sind weitere Sicherungen getroffen. Nehmen wir also an, der Lokomotivführer hat das geschlossene Vorsignal überfahren. Die Zwangsbremmung war eingeleitet, doch der Lokomotivführer hat sie durch Bedienen der Wachsamkeitstaste aufgehoben und fährt mit voller Kraft weiter, anstatt zu bremsen (da er durch eine Sinnestäuschung annimmt, daß das Hauptsignal hoch gegangen sei).

Die mit der Beeinflussung am Vorsignal verbundene „Geschwindigkeitsüberprüfung“ wirkt nun in der Weise, daß die Geschwindigkeit nach Überfahren des Vorsignals innerhalb 22 Sekunden auf 90 Stundenkilometer vermindert sein muß, wenn keine Zwangsbremmung eintreten soll. 150 Meter vor dem Hauptsignal liegt dann eine zweite, von dessen Stellung abhängige Beeinflussungsflecke, die die Zwangsbremmung herbeiführt, wenn die Geschwindigkeit hier noch größer als 65 Stundenkilometer ist. Nun könnte aber immerhin noch die Möglichkeit bestehen, daß der Zug mit etwa 60 Kilometer weiter und am geschlossenen Hauptsignal vorbeifährt. Dies verhindert jedoch die dritte Sicherung auf der Höhe des Hauptsignals, die den Zug beim Überfahren des geschlossenen Hauptsignals ebenfalls zum Halten bringt. Zwar würde dann der Zug eine gewisse Strecke am Hauptsignal vorbeifahren, jedoch ist das Hauptsignal so gestellt, daß der Gefährdungspunkt erst 200 Meter dahinter liegt. Der Zug kommt also noch rechtzeitig zum Stehen. In den meisten Fällen wird es aber so weit erst gar nicht kommen; denn wenn der Lokomotivführer achtlos war und durch die Wachsamkeitstaste die Zwangsbremmung aufgehoben hat, ist kaum anzunehmen, daß er mit voller Geschwindigkeit bis zum Hauptsignal weiterfährt. Die dreifache Sicherung verhindert mit unbedingter Zuverlässigkeit ein Unglück, das unter Umständen infolge Überfahrens der Haltesignale entstehen könnte.

## Badens Hauptstrecken gesichert

Wie erwähnt, wurde im Mai des vergangenen Jahres die Strecke Basel—Karlsruhe—Mannheim mit der Zugbeeinflussung ausgestattet. Selbstverständlich sind auch die Hauptverbindungen Frankfurt—Berlin und Frankfurt—Hannover—Hamburg neben zahlreichen anderen Hauptverkehrsstrecken im Reich mit diesen Sicherungsanlagen versehen. In den aller nächsten Monaten wird nunmehr auch die Strecke Karlsruhe—Bruchsal—Heidelberg—Mannheim mit der Zugbeeinflussung ergänzt. Selbstverständlich sind nicht nur die Schnellzuglokomotiven, sondern auch die Schnelltriebwagen mit den Sicherungsanlagen ausgestattet.

Dem Reisenden, der vor der Lokomotive steht, fällt eigentlich kaum etwas von den Anlagen der Zugbeeinflussung auf. Lediglich ein verdeckter Apparatkasten neben dem Führerhand (Bild 1) und ein länglicher Magnetkasten unter der Lokomotive oder dem Schnelltriebwagen (Bild 2) verrät, daß diese Maschine mit der Sicherungsanlage ausgestattet ist. Auch längs der Gleise an den Haltesignalen ist nur ein kleiner unauffälliger Blechkasten sichtbar.

Man kann nun die Frage aufwerfen: Wird durch die hervorragende Sicherung nun nicht etwa die Aufmerksamkeit des Lokomotivführers vermindert? Wird der Lokführer nicht direkt zur Gleichgültigkeit verleitet? Denn es kann ihm ja nichts passieren! —

Viele naheliegende Annahme ist nicht berechtigt. Wir haben weiter oben bereits davon gesprochen, daß infolge der Zwangsbremmung einmal ein unliebsamer Aufenthalt entsteht, bis der Unterdruck in den Bremsleitungen wieder hergestellt ist und die Bremsen gelöst werden können. Schon diese Tatsache bedeutet für den Lokomotivführer eine gewisse Unannehmlichkeit. Darüber hinaus wird ja jede Zwangsbremmung registriert, kommt also den vorgelegten Dienststellen zur Kenntnis. Er wird also trotz der Sicherung genau so auf dem Poßen sein wie früher auch.

Bis jetzt sind nur die Lokomotiven der Schnellzüge und die Schnelltriebwagen mit dieser Zugbeeinflussung nach dem Dreifachsystem ausgerüstet; doch sind damit schon die Hauptfahrplanachsen für das Überfahren von Hauptsignalen durch schnellfahrende Züge besetzt. Im übrigen war es ja auch bisher eine altbekannte Tatsache, daß sich wohl verhältnismäßig die wenigsten Unglücke auf der Reichsbahn ereignen. Der Bahnverkehr ist heute sicherer als beispielsweise der Autoverkehr, der Radfahrverkehr u. a. m. Im Jahre 1938 beförderte die Reichsbahn 1976 Millionen Reisende. Die Zahl der tödlich verunglückten Reisenden beläuft sich hierbei auf nur 18 Personen, was proportional gesehen ein äußerst minimaler Prozentsatz ist.

Wir verdanken dies in erster Linie den hochentwickelten Einrichtungen der Reichsbahn und der vorbildlichen Dienstauffassung der Eisenbahnbeamten, vor allem der Lokomotivführer. Und wo der Mensch einmal verlagert, da hilft die Technik. —

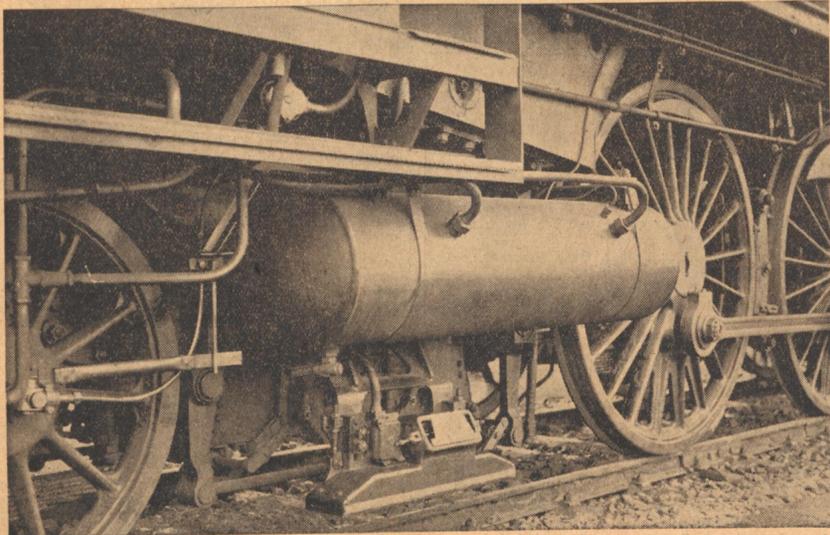
Harald Wachsmuth

# OSTERN

BEI DEN KLEINEN



Aufnahmen: E. Bauer, Karlsruhe (2); E. Schnaubl, Bavaria (1); R. Hallensleben, Bavaria (1).



An der Lokomotive, unmittelbar über den Schienen, ist auf dem Bild die Vorrichtung der Zugbeeinflussung erkenntlich, die als „Empfänger“ wirkt

Buntes Allerlei

Es war einmal ein Diener, der ihn zur Hofengrimm-Vorstellung antwortete. Pfläglich streckte der Garderobier dem Sänger die Hand hin und sagte mit schmerzhafter Stimme: „Herr Kammerjäger, wir werden uns jetzt längere Zeit nicht sehen, ich will Ihnen jetzt das Schwert umlegen und da muß ich einmal ganz um Sie herumgehen!“

„Mouret gestorben! Der Tod des Abbé Mouret!“

Durch eine Missifikation war der bekannte Staatsmann einmal totgesagt worden und ein Pariser Zeitungsjunge schrieb es bereits auf den Gassen. Da klatschte im Gesicht des Jungen eine Ohrfeige.

„So!“ sagte Mouret, der zufällig vorbeiging; „wenn ich schon tot bin, dann sollst mindestens du an die Auferstehung glauben!“

Marx Twain kam einmal zum Arzt. „Ich habe Schmerzen in den Schultern. Jedesmal, wenn ich meinen rechten Arm nach hinten strecke und dann den linken, schließlich einen Halskreis mit beiden nach vorn beschreibe, tun mir die Muskeln weh.“

„Ja, sagen Sie in aller Welt“, sagte der Arzt, „müssen Sie denn solche verdrehten Bewegungen machen? Sie sind doch kein Akrobat?“

Marx Twain blieb eine Weile nachdenklich stehen, bis er endlich fragte: „Wie ziehen Sie eigentlich Ihren Mantel an, Herr Doktor?“

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang einen Oster-Sinnspruch (es gilt als 2 Buchstaben).



Ostereier in Gefahr

„Ich habe noch mal Glück gehabt. Als ich zum Förster die Ostereier brachte, wollte man mich gleich dabehalten.“

In dem hoch auf Felsen gelegenen Schloß Martelsberg wird den Fremden das schaurige Burgverlies gezeigt.

Mit geistlichen Gefühlen steigt man davor und quert in das schwarze Loch hinein, während der Fremdenführer seine monotone Erklärung dazu abgibt:

„Meine Herrschaften! Hier sehen Sie den Kerker, in welchem früher die schweren Verbrecher eingemauert wurden. Durch dieses Loch hier in der Wand wurde ihnen die notwendige Nahrung zugeführt. Lebte der Verbrecher noch, dann gab er den Kopf leer zurück. Wenn er aber die Speise unangerührt berausreichte, so war das untrügliche Merkmal, daß er tot war.“

„Das Mitbringen von Hunden ist verboten!“

Und ein Witzbold hat darunter geschrieben: „Der Tierfußverein!“

„Das Moorloch gibt die Kurkapelle ein „Symphonie-Konzert mit verstärktem Orchester.“

Den Badegästen wird dies Ereignis durch ein am Eingang des Kurparkes aufgehängtes Plakat verkündet. Darauf heißt die Schlussbemerkung:

„Das Mitbringen von Hunden ist verboten!“

Und ein Witzbold hat darunter geschrieben: „Der Tierfußverein!“

„Das Moorloch gibt die Kurkapelle ein „Symphonie-Konzert mit verstärktem Orchester.“

Den Badegästen wird dies Ereignis durch ein am Eingang des Kurparkes aufgehängtes Plakat verkündet. Darauf heißt die Schlussbemerkung:

„Das Mitbringen von Hunden ist verboten!“

Und ein Witzbold hat darunter geschrieben: „Der Tierfußverein!“

„Das Moorloch gibt die Kurkapelle ein „Symphonie-Konzert mit verstärktem Orchester.“

Den Badegästen wird dies Ereignis durch ein am Eingang des Kurparkes aufgehängtes Plakat verkündet. Darauf heißt die Schlussbemerkung:

„Das Mitbringen von Hunden ist verboten!“

Und ein Witzbold hat darunter geschrieben: „Der Tierfußverein!“

„Das Moorloch gibt die Kurkapelle ein „Symphonie-Konzert mit verstärktem Orchester.“

Den Badegästen wird dies Ereignis durch ein am Eingang des Kurparkes aufgehängtes Plakat verkündet. Darauf heißt die Schlussbemerkung:

„Das Mitbringen von Hunden ist verboten!“

Und ein Witzbold hat darunter geschrieben: „Der Tierfußverein!“

„Das Moorloch gibt die Kurkapelle ein „Symphonie-Konzert mit verstärktem Orchester.“

O S T E R - E I E R

Oster-Silbenrätsel

ba - band - bar - be - bel - ber - ber - by - dampf - di - druc - e - e - e - e - e - ein - erz - fe - gar - gat - gie - go - gos - hard - il - irr - is - fa - fe - la - let - lo - me - ment - mos - mus - na - nau - ne - ne - ner - nou - o - or - ra - re - rei - rei - rein - renz - rinit - ros - sa - sa - sa - sar - sche - schiff - si - sta - ster - te - ter - tip - ul - win - wisch

Aus diesen 71 Silben sind 26 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden:

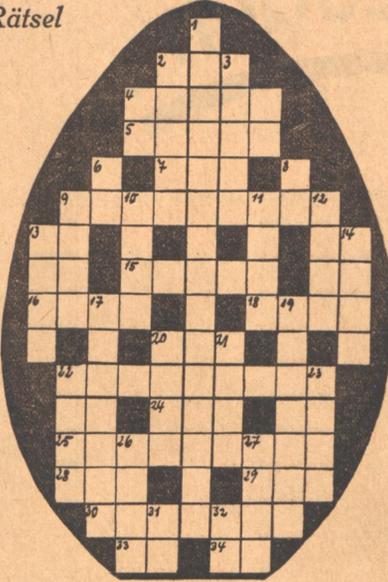
1 Verzierung an Bauten, 2 Robeit, 3 Fensterverkleidung, 4 Empfehlung, 5 Mantel, 6 Charaktereigenschaft, 7 Mandelmasse, 8 Viebesgott, 9 Getreidepescher, 10 Eierpeise, 11 Betrieb der „schwarzen Kunst“, 12 männlicher Vorname, 13 bekanntes Bad in Schlefien, 14 Jahreszeit, 15 Geländeform, 16 Sumpfluch, 17 griechischer Wein, 18 Stadt in Spanien, 19 Teil des Buches, 20 Schauspieler, 21 Nachrichtsmittel, 22 Frgang, 23 Baum mit roten Früchten, 24 Bad im Harz (durch Goethe bekannt), 25 Wasserfahrzeug, 26 unehöne Charaktereigenschaft.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang einen Oster-Sinnspruch (es gilt als 2 Buchstaben).

- 1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.

Oster-Kreuzwort-Rätsel

Bedeutung der einzelnen Wörter (h = 1 Buchstabe): Senkrecht: 1 Festwunsch der Schriftleitung, 2 Wurzigen Geruch, 3 Ort nahe München, 6 Ital. Tomfisse, 8 Präposition, 9 Romanfigur von Bonfela, 10 Teil der Feuerstätte, 11 Frauennamen, 12 Holstein. Maler 1917, 13 Ital. Stadt, 14 Russ. Stadt an der Upa, 17 Röm. Festung, 19 Bezeichnung für schwer, 20 Zahl, 21 Tatsächlich, wirklich, 22 Ort in der Rheinprovinz, 23 Ital. Barockmaler, 26 Griech. Insel im Äg Meer, 27 Selbstgewählte sportl. Übung, 31 Tier. Produkt, 32 Geschlossen. - Waagerecht: 2 Papageienart, 4 Kolobid der nord. Sage, 5 Rabenvogel, 7 Latein.: mein, 9 Kirchturm, 15 Delikatessen, 16 Pflanze, 16 Gartengefüß, 18 Mittel. Gefäß, 20 Nebenfluß der Warta, 22 Festgehalt für groß und klein, 24 Deutsche Fingerringe, 25 Nektar-Art, 28 Mittel. Gefäß, 29 Schweizer Kanton, 30 Stadt in Masuren, 33 Ital.: ja, 34 Auerochs.



Oster-Problem



Auf jedem Ei befindet sich ein fünfbuchstabiges Wort untenstehender Bedeutung.

Die zwei nicht sichtbaren Buchstaben werden der Reihenfolge nach in die unter jedem Ei befindlichen Felder eingetragen. Bei richtiger Lösung ergeben, im Uhrzeigersinn gelesen, die Felder von 1-27 einen Spruch. Bedeutung der Worte:

1 Planmäßig bewirtschafteter Wald, 2 Simmelstörper, 3 Baumteil, 4 afrikanisches Säugetier, 5 Vertiefung von Gebirgszügen, 6 Baumfrucht, 7 Egerat, 8 Waffe, 9 Verleumdungstid, 10 kopflöser Schred, 11 Nebenfluß der Aller, 12 Afrikaner, 13 Metall, 14 Stadt in der Mark Brandenburg, 15 Wörterbuch der deutschen Sprache, 16 Baumaterial, 17 Getreide, 18 Wurzelfrucht, 19 Gasthaus, 20 Baum, 21 enge Straße, 22 Viehhüter, 23 Bevorzugung-Wohlmollen, 24 Wundheilmittel, 25 Auszeichnung, 26 Hfl. Weichselmündung, 27 Fisch-eier.



Wer hat richtig erraten?

Rare-Matfel: Frühlingserwachen, 2 Osterli, 3 Osterfest, 4 Goldregen, 5 Ostwind, 6 Osterarmut, 7 Nisse, 8 Bergengrün, 9 Schminke. 1-8: Im Tale grünet Hoffnungsglück; der alte Winter, in seiner Schwäche, sog sich an rauhe Berge zurück. Goethes Faust I, (Osterpastoriana) Pyramide: D, da, Ade, Bode, Bedal, Baddel. Silberrätsel: Wer nicht hören will, muß fühlen. Zahlenrätsel: Correggio, Geter, Giro, Gire, Georg. Spiel mit Streichhölzern: 2 auf 6, 1 auf 6; 8 auf 12, 7 auf 12, 9 auf 5, 10 auf 5; 4 zwischen 5 und 6, 1 zwischen 5 und 6, 11 zwischen 5 und 6; 13 auf 11, 14 auf 11, 15 auf 11.

BRIEFMARKEN-ECKE

Die Postwertzeichen von Nationalspanien

Die Philatelie ist der Spiegel der Politik. Wir sehen diesen Standardis mit voller Lust und unserer heutigen philatelistischen Plauderei voraus. Die gewaltigen geschichtlichen Ereignisse der letzten Jahre und Tage, die schon historisch gewordenen Revolutionen, Revolutionen und blutigen Kriegswirren in Abyssinien, in China, in Spanien, die völlig unblutigen Veränderungen in Großdeutschland, geboren aus den dringenden Notwendigkeiten uneres Volkes und den historisch fundamentierten Veränderungen für den deutschen Lebensraum, alle diese Dinge spiegeln sich in der Philatelie wieder. Seitdem ist jedoch ein Staat unter so fürchterlichen Gevürtswehen entstanden und durch alle Feuer geschritten worden - wie Rattion - a l i p a n a n. Die in den Sammlerkreisen auch heute noch verwirrenden Markenansagen der Franco-Regierung gehören zu den im Entstehen begriffenen Staatswesen, die seit Ausgange des Weltkrieges so oft in Erscheinung traten, daß die Sammler Mühe hatten, sich eingehend mit ihnen zu beschäftigen. Solange die kriegerischen Ereignisse noch im Fluß - also noch nicht abgeschlossen sind, wird es immer schwierig sein, ein zuverlässiges und zutreffendes Urteil abzugeben und die wahren Verhältnisse und Situationen für

uns als Philatelisten klar zu erkennen. Auch der Postverkehr und alle politischen Dinge, die damit auf das engste zusammenhängen, unterliegen den Kriegswirren und werden davon betroffen. Manche Markenansagen, die vielleicht einem guten Zweck dienen sollte, entspringt durchaus nicht den politischen Notwendigkeiten und verlagert vor einem philatelistischen Urteil. Die im Gebiet der Franco-Regierung (Junta de Defensa Nacional) ausgegebenen Marken müssen wir zum besseren Verständnis in verschiedene Gruppen einteilen. Da haben wir zunächst die Freimarken, zu diesen zählen nur diejenigen Ausgaben, welche von den Post- oder Militärbehörden oder der „Junta de Defensa Nacional“ selbst ausgegeben wurden und für den allgemeinen Gebrauch innerhalb des Ausgabebereiches bestimmt sind, um das genauer zu verstehen, muß man sich die gesamte Entwicklung und Weiterentwicklung Spaniens durch Franco vergegenwärtigen. Im Anfang war die Junta Franco konnte nur langsam Fuß fassen und so erst kleine Einzelgebiete, die noch nicht zusammenhängen, erobern - um von hier aus seine weiteren militärischen Ziele vorzutragen. In diesen anfänglichen Teilgebieten entstanden die nicht immer kontrollierbaren Lokal-Ausgaben, die

heute noch zum Teil umstritten sind. Man zählt hierzu vor allen Dingen jene bekannten „Libertad y Justicia“ - Marke nicht von den Post- oder Militärbehörden selbst ausgegeben wurden, sondern von begeisterten Partisanen, jedoch nur mit ausdrücklicher Genehmigung der zuständigen lokalen Behörden - veranlaßt wurden. Mit diesen beiden letzteren Worten „veranlaßt wurden“, haben wir, im philatelistischen Sinne gesprochen, alles ausgedrückt, was zu diesem Thema gelangt werden kann. Der Markenmangel war chronisch, denn die Notizen nahmen bei ihren andauernden Rückzügen alle Postwertzeichen ihrer Republik mit. Es wurde also alles bedruckt, überdruckt - was nur Notwendigkeit mit einer Marke hatte. Wir haben übrigens eine gewisse Parallelercheinung bei der Verlegung des Substrates beobachten können. Auch hier nahmen die zurückstehenden Fischen alle Postwertzeichen und Stempel mit. In aller Eile mußten daher Notstempel beschafft werden. Es liegt auf der Hand, daß die deutsche Bevölkerung der eroberten Gebiete ihrer Freude Ausdruck gab, die auf den vielen „Befreiungstempel“ des Substrates in Erscheinung tritt. Sie sind nicht amtlich - gewiß, aber sie bleiben immer begehrte Sammlerobjekte, weil sie geschichtliche Dokumente darstellen. Ein weiteres Gebiet sind die „Zusatzmarken“, die meist von den Provinzialbehörden, oder auch den britischen Militärverwaltungen mit Genehmigung der Regierung ausgegeben wurden. Sie mußten allen Umständen entsprechen als Finanzposten aufgelegt werden. Bei dem häufigen herrschenden Markenmangel wurden sie auch vielfach als

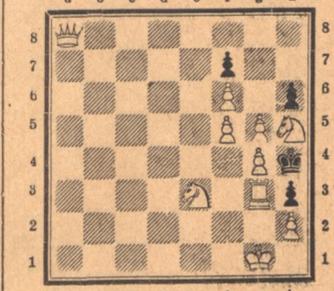
Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo. Weidinger, Durlach. Folge 15 9. April 1939

Zwei hartgekochte Ostereier für unsere Löser!

Unsere heutigen Aufgaben haben als Schlüsselzug einen Ueberräuschzug, d. h. einen Zug, der auf den ersten Blick höchst unwahrscheinlich erscheint, aber nachher doch als tief begründet erkannt wird. Sie stammen beide von dem unsterblichen S. Loyd.

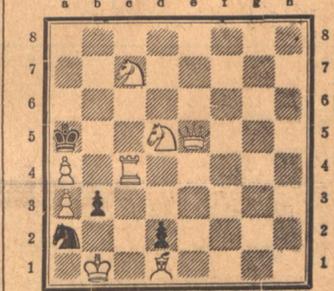
Aufgabe Nr. 15 von S. Loyd



Weiß: Kg1, Da8, Tg8, Sc8, Sf5, Sf6, g4, g5, h2. (10) Schwarz: Kf4, Bf7, Bf8, h6. (4)

Matt in 3 Zügen

Aufgabe Nr. 16 von S. Loyd

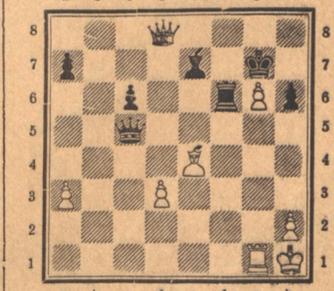


Weiß: Kf1, Dc5, Tc4, Dd1, Sc7, Df5, Ba8, a4. (8) Schwarz: Kd5, Sa2, Bb3, d2. (4)

Matt in 2 Zügen

Damen- und Läuferopfer ebnet dem Bauer den Vormarsch!

In einer von Piotrowski gespielten Partie kam es zu folgender Spielfestellung:



Weiß am Zuge spielte 1. Dd8-h8+! Kg7:8 2. g6-g7+ Kf8-g8 3. Tc4-g7+! Kg8:h7 4. g7-g8D matt.

Gefahren durch ein Bauernopfer

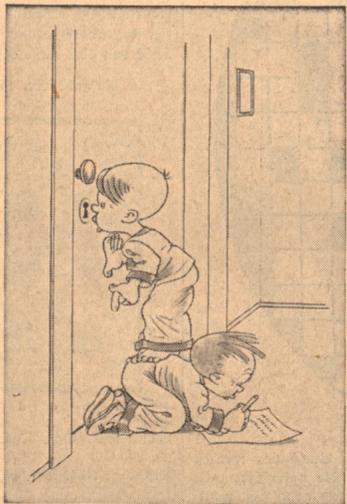
Im Damengambit kann Schwarz leicht verlieren, wenn er ein von Weiß angebotenes Bauernopfer annimmt, wie folgende kurze Partie zeigt.

(Aus J. Densingers Kurzpattien)

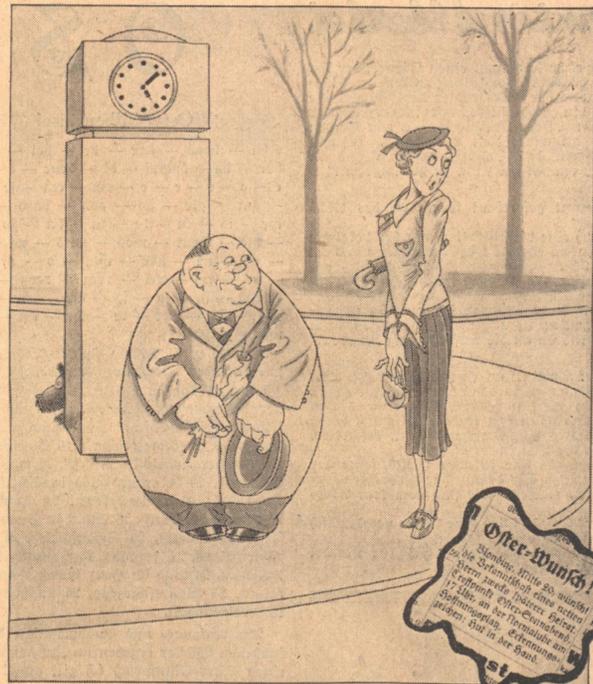
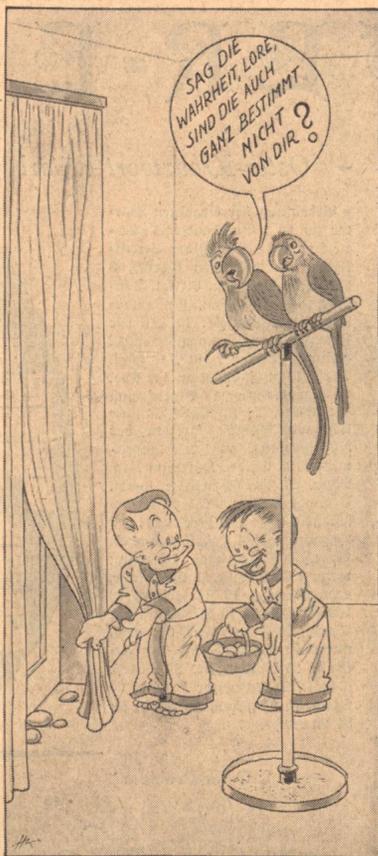
Damengambit

Weiß: Enevdoljen 1. d2-d4 d7-d5 2. Eg1-f3 e7-e6 3. c2-c4 c7-c6 4. e2-e3! e6-e5 5. Ee1-c3 Ee8-f6 6. Ff1-d3 Ff8-e7 7. 0-0 0-0 8. b2-b3 b7-b6 9. Tc1-b2 Tc8-b7 10. Dd1-c2! c5-b4 Schwarz: Anderfen 11. c3-d4 d5:c4 12. e6:c4 Ee6:d4? 13. Ee8:d4 Dd8:d4 14. Ee3-d5! Dd4-c5 15. Dd2:f6! Tc7:f6 16. Dc2-c4! Schwarz gibt auf. Es droht D:b7 matt und F:f6+ neßt Dxh7.

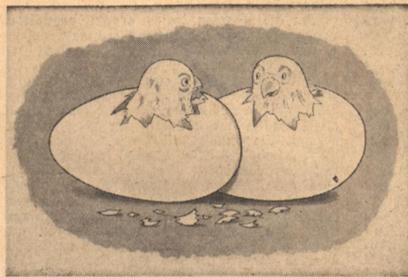
# OsterFreuden



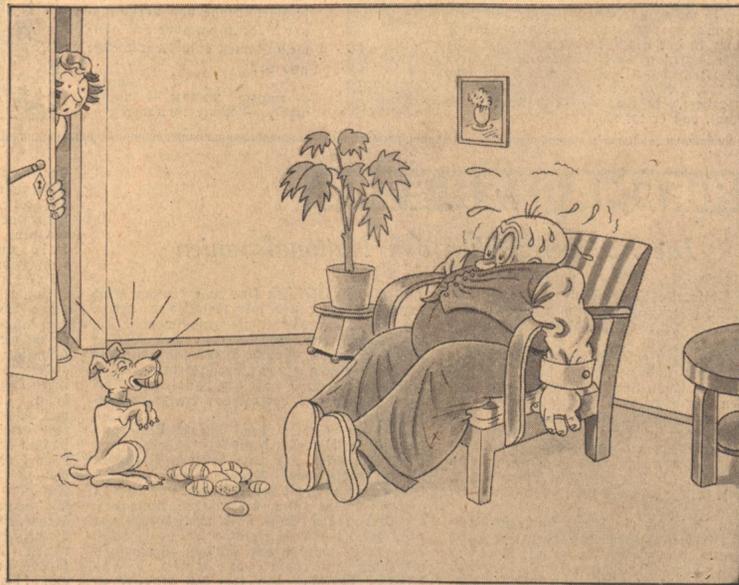
Der belauschte Osterhase  
„Zwei in der Fensterbank, eins unterm Sessel ... drei hinter dem Sofakissen ... unerhört — eins in Vatis Magen.“



„Wir haben die ganze Arbeit und du allein den Ruhm — diese Hochstapelei hört auf, du Angeber!“



„Du, ich glaube, es war die allerhöchste Zeit! Es riecht hier schon so verdächtig nach Kartoffelsalat.“



„Du lieber Himmel, hast Du denn die paar Eier noch nicht versteckt?“  
„Doch, schon sechsmal — Flocki bringt sie mir immer wieder!“

Zeichnungen: H. Kensch, Bavaria-Verlag, Gauting vor München.